

akzent

Werner Rudolph

# **Olympische Spiele in der Antike**

---



---

Werner Rudolph

# Olympische Spiele in der Antike

---

Urania-Verlag Leipzig Jena Berlin

**Autor: Dr. Werner Rudolph**  
**Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin**

**Illustrationen: Horst Bartsch, Berlin**

**1. Auflage**

**1.-20. Tausend. Alle Rechte vorbehalten**

**(©) Urania-Verlag Leipzig/Jena/Berlin**

**Verlag für populärwissenschaftliche Literatur, Leipzig 1975**

**VLN 212-475/71/75 LSV 0229**

**Lektor: Ewald Oetzel**

**Umschlagreihenentwurf: Helmut Selle**

**Typografie: Hans-Jörg Sittauer**

**Fotos: Archiv des NOK der DDR (42), Deutsches Archäologisches Institut Athen (25, 28), Deutsche Fotothek Dresden (34), Winckelmann-Institut der Humboldt-Universität Berlin (40, 46), Archiv des Verlages (22)**

**Printed in the German Democratic Republic**

**Gesamtherstellung: GG Interdruck Leipzig**

**Best.-Nr. 653 327 5**

**EVP 4,50 Mark**

---

# Inhalt

---

Auf den Spuren Olympias	7
Olympisches Geschehen in alten Zeiten	9
Tempelstadt und Sportstätte	22
Wie das Fest verlief	37
Der Sport in Olympia	52
Wagenrennen und Rennreiten	52
Wettkämpfe der Herolde und Trompeter	61
Wettkämpfe der Jugendlichen	61
Leichtathletik im antiken Olympia	63
<i>Laufwettbewerbe</i>	64
<i>Diskuswerfen</i>	76
<i>Weitspringen</i>	84
<i>Speerwerfen</i>	88
<i>Siegerermittlung im Fünfkampf</i>	92
Schwerathletik	94
<i>Faustkampf</i>	94
<i>Ringkampf</i>	103
<i>Pankration</i>	115
Zum Schluß	124



---

# Auf den Spuren Olympias

---

Aus unserem heutigen Leben sind die Olympischen Spiele der Neuzeit nicht mehr hinwegzudenken. Seit der hohe technische Stand der Kommunikationsmittel alle vier Jahre die Menschen an allen Orten unserer Erde unmittelbar in Wort, Ton und Bild am olympischen Geschehen teilnehmen läßt, beeinflussen die sportlichen Höhepunkte einige Tage lang weitgehend das Leben vieler Menschen. Die Vorbereitungen auf diese relativ kurze Zeit des olympischen Wettstreits nehmen für die Stadt, der die Ehre zugefallen ist, die Spiele auszurichten, mehrere Jahre in Anspruch, und sie sind auch oft genug Anlaß zu ernststen Problemen und Schwierigkeiten.

Immer aber, wenn im olympischen Jahr die besten Sportler der Welt in friedlichem Wettkampf zur Ehre des Sports und zum Ruhme ihres Landes ihre Kräfte messen, ist auch Gelegenheit, der kulturellen Leistungen zu gedenken, die vor Tausenden von Jahren vollbracht wurden.

Trotz der großen Bedeutung, die das antike Olympia und seine Spiele einst für die Völker Griechenlands besaßen, ist es für uns heute gar nicht leicht, eine richtige Vorstellung vom olympischen Geschehen von damals zu bekommen, weil wir unsere Kenntnisse aus einer Menge von Einzeldaten, aus weitverstreuten literarischen Bruchstücken aller Literaturgattungen, aus einer Fülle von bildlichen Darstellungen, vor allem der Vasenmalerei, und aus den Ergebnissen archäologischer und epigraphischer Forschungen gewinnen müssen. Diese Quellenbruchstücke stammen aus vielen Jahrhunderten. Sie vermitteln uns jeweils Tatbestände für bestimmte Zeitpunkte der historischen Entwicklung, haben damit nur für bestimmte historische

Abschnitte Gültigkeit und dürfen nicht ohne weiteres verallgemeinert werden.

Die antike Sportfach- und Wettkampfliteratur ist nahezu vollständig verlorengegangen; an zusammenhängenden Darstellungen ist uns nur die Schrift des Flavius Philostratos (um 200 u. Z.) »Über die Gymnastik« sowie die Reisebeschreibung Griechenlands (und damit Olympias und der olympischen Anlagen) des Pausanias (2. Jahrhundert u. Z.) mit gelegentlichen Bemerkungen über olympische Sieger, Wettkämpfe und Bräuche erhalten geblieben. Beide Autoren sind keine ausgesprochenen Sportexperten und überliefern oft kritiklos, was Fremdenführer ihnen an Märchen und Fabeln erzählten oder was sie aus der ihnen damals noch zugänglichen Fachliteratur entnommen haben.

Die zahlreichen Vasenbilder mit Darstellungen aus dem Sportleben stammen zwar zum größten Teil aus der Zeit der Hochblüte Olympias, sie können aber für uns, so nützlich sie auch sind, nicht die Autorität und Überzeugungskraft von photographischen Momentaufnahmen besitzen, wie wir sie von den heutigen Spielen kennen. Denn die dargestellten Vorgänge können ja nicht bis in die letzte Einzelheit genau sein. Das Wesentliche der einzelnen Bewegungsabläufe ist allerdings in den meisten Fällen mit bewunderungswerter Fertigkeit erkannt und festgehalten. Wir müssen uns aber davor hüten, aus Verzeichnungen in der Darstellung von Nebensächlichkeiten allgemeingültige Aussagen herauszulesen.

Diese einschränkenden Vorbemerkungen sollen andeuten, daß es *die* Olympischen Spiele der Antike (in einer für alle Zeiten gültigen und gebräuchlichen Form) nicht gegeben hat und auch gar nicht geben konnte, weil die weit über tausend Jahre bestehende Einrichtung im Laufe dieser Zeit zwangsläufig bestimmten historischen Entwicklungen unterworfen war und sich den damit notwendig werdenden Veränderungen in Inhalt und Form hatte anpassen müssen.

# Olympisches Geschehen in alten Zeiten

Der Ursprung der olympischen Spiele bleibt für uns im Dunkel der Frühgeschichte verborgen. Trotz aller Versuche antiker Autoren wie auch moderner Forscher, dieses Dunkel aufzuhellen, gibt es zuviel Widersprüche und Lücken, als daß wir heute zu echten Ergebnissen gelangen könnten. Und es ist auch unwahrscheinlich, daß neue Funde oder neue Erkenntnisse neue Lösungen bringen könnten. Wir müssen uns, wie so oft, mit dem begnügen, was uns spärliche Quellen an Möglichkeiten der Erkenntnis bieten.

Wenn wir heute im allgemeinen den Beginn der antiken Olympischen Spiele auf das Jahr 776 v. u. Z. festsetzen, so folgt diese Datierung einer Arbeit des Sophisten Hippias aus Elis, eines vielseitig begabten und beschäftigten Wissenschaftlers, der etwa um 400 v. u. Z. den Anfang der olympischen Spiele für ein Jahr errechnete, das nach moderner Chronologie dem Jahr 776 entspricht. Als Hilfsmittel standen ihm damals die heute für uns verschollenen Unterlagen aus den olympischen Archiven, vor allem die Aufzeichnungen über die Sieger zur Verfügung. Wieweit diese Rechnung richtig ist und ob die Zweifel an der Richtigkeit der ermittelten Jahreszahl, die schon in der Antike geäußert wurden, berechtigt sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber so ungefähr stimmt diese Zahl schon; kleine Verschiebungen nach oben oder unten können als im Grunde unbedeutend übersehen werden. Allerdings scheint sicher zu sein, daß dieses errechnete Jahr nur einen Neubeginn bedeutet. Schon vor dieser Zeit müssen auf dem Boden Olympias Wettkämpfe stattgefunden haben. Wie diese aber ausgesehen haben und warum sie abgehalten

wurden, darüber war man sich schon in der Antike nicht im klaren, wie die Fülle der Sagen zeigt, die mit Olympia und der Gründung seiner Spiele verbunden sind.

Da ist der beliebteste aller griechischen Heroen, Herakles, zu nennen, der nach seinem Sieg über Augias zu Ehren des Pelops die Spiele (schon in beträchtlichem sportlichen Umfang) zu Leben erweckt haben soll. Auch Pelops wurde als der Begründer der Spiele angesehen. Dereinst habe er nach seinem fragwürdigen Sieg im Wagenrennen, so die Sage, über Oinomaos, den König von Pisa, dem Göttervater Zeus zu Ehren ein prachtvolles Fest gefeiert. Nach seinem Tode seien dann zu seinem Gedenken Wagenrennen veranstaltet worden. Ein Grabmal, das seinen Namen trägt, hat im zweiten Jahrhundert u. Z. Pausanias noch in Olympia gesehen und beschrieben. Es ist in der Neuzeit tatsächlich an jener Stelle ausgegraben worden. Man hat auch vermutet, daß zu Ehren bestimmter Göttinnen kultische Handlungen mit Wettkämpfen verbunden wurden, so für die Fruchtbarkeitsgöttin Demeter oder die Göttermutter Hera. Sage, Mythos und Dichtung verwirren unsere Erkenntnisse, und es erscheint heute ein müßiges, weil unlösbares Unterfangen, Licht in dieses undurchdringliche Dunkel bringen zu wollen. Als sicher kann angenommen werden, daß im engen Zusammenhang von kultischen Handlungen und sportlichen Kämpfen in den ersten Jahrzehnten der olympischen Feste und Feiern das kultische Moment im Vordergrund stand.

Die ersten 13 Olympiaden hatten – so die Überlieferung – nur eine einzige Disziplin im Wettbewerbsprogramm, den Kurzstreckenlauf. Noch vier weitere Olympiaden, also insgesamt 68 Jahre, vergingen, ehe andere Sportarten als Läufe in Olympia veranstaltet wurden. Wir wissen jedoch aus literarischen Quellen (Homerische Epen), daß in Griechenland sportliche Wettkämpfe ein weitaus reichhaltigeres Programm aufwiesen als die ersten Olympischen Spiele, so z. B. Diskus- und Speerwerfen, Steinstoßen und -werfen, Ring- und Faustkämpfe, Wagenrennen und Bogenschießen. Dies erschien schon in der Antike auffällig, und es gab schon damals manchen Versuch, mit mehr

*Berufsfaustkämpfer (sog. Thermenathlet)*



oder weniger fadenscheinigen Begründungen dieses Mißverhältnis zu erklären; Pausanias z. B. meinte, die anderen Übungen seien in Vergessenheit geraten und man habe sich erst später wieder ihrer erinnert.

Aus diesen engen sportlichen und regionalen Verhältnissen heraus (die olympischen Sieger der ersten fünf Jahrzehnte stammen aus der näheren Umgebung von Olympia) entwickelte sich allmählich das bedeutendste Sportfest unter den unzähligen größeren und kleineren sportlichen Festen in ganz Griechenland. Mit seinem Glanz übertraf es alle anderen, und weit mehr als ein Jahrtausend bestimmte es zu seinem Teil das kulturelle Leben der Alten Welt.

Schwer ist es, dieses Phänomen in seinem ganzen Umfang zu begreifen, und es ist schon gar nicht auf wenigen Seiten darzustellen. In einigen Sätzen sei deshalb im folgenden die olympische Idee skizziert, wie sie in den neuesten Forschungen über die Geschichte der Körperkultur jener Zeit ihren Ausdruck gefunden hat.

Schon bei der Betrachtung der Sportwettkämpfe, die vor dem Beginn der Olympischen Spiele im Jahre 776 v. u. Z. vielerorts stattfanden, läßt sich erkennen, daß sie mit ihren Gegebenheiten, mit den Wettkampfdisziplinen, durch den Teilnehmerkreis und in ihrer kultischen Bezogenheit, ein Spiegelbild der sozialökonomischen Verhältnisse ihrer Zeit, in erster Linie der Herrschaft der Adelsklasse, waren. Die meisten der verwendeten Sportgeräte, Pfeil und Bogen, Speer, Stein und Wagen, dienten sportlichen Übungen, die zugleich mit Vorübungen für den Krieg waren. Dieser Funktionswandel der Geräte wird besonders deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich wohl zum größten Teil um Gegenstände handelte, die in der zu Ende gegangenen Urgesellschaft als Werkzeuge zur Sicherung der Ernährung gedient hatten.

Aktive Teilnehmer an den Wettkämpfen waren die Angehörigen der Adelsklasse, während die übrigen Krieger die Masse der Zuschauer bildeten. Der Adel hatte seine dominierende Stellung in der Hauptsache seinen militärischen Qualitäten zu verdanken und mußte bestrebt sein, im Frieden oder bei vorübergehender Unterbrechung der Kampfhandlungen mit Hilfe sportlicher Übungen seine

militärische Tüchtigkeit zu erhalten und womöglich zu steigern. So bestand das Leben der Aristokraten in einem unaufhörlichen Wettkampf. Nicht nur durch Ansehen und Besitz mußten sie sich auszeichnen, sondern vor allem durch Aretè, d. h. durch moralische, geistige und körperliche Vollkommenheit und Tüchtigkeit, um der verpflichtenden Forderung ihrer Klasse gerecht zu werden, die in dem offiziellen Wahlspruch aus der Ilias eine klassische Formulierung gefunden hat: »Immer der Erste zu sein und sich auszuzeichnen vor andern.«

Den Vorrang unter den Werten der Aretè hatten die körperlichen Fähigkeiten, die durch sportliche Übungen erworben wurden und sich im Wettkampf bewähren mußten. Sie hatten damit dazu beizutragen, die Klassenprivilegien zu erhalten.

Man würde aber dem Wesen solcher Kampfspiele nur zu einem Teil gerecht werden, wenn man übersehen wollte, daß sie auch der Unterhaltung und der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes dienten und damit Aktiven wie Zuschauern Freude bereiteten.

Aus den Wettkampfschilderungen in den Homerischen Epen wird noch ein zweites Moment deutlich, das den Charakter der Olympischen Spiele mitbestimmte: die kultische Bezogenheit.

Nach den Vorstellungen der Griechen jener Zeit griffen die Götter, die man sich nach menschlichem Vorbild, nach irdischen Maßstäben erdacht hatte, ebenso in Verlauf und Ausgang von Sportwettkämpfen ein, wie sie im blutigen Kriegsgeschehen Sieg und Niederlage nach ihren Haß- und Gunstgefühlen für die Kämpfer vergaben.

Auch die sportlichen Kämpfe, die bei Leichenfeiern für hervorragende Persönlichkeiten veranstaltet wurden, weisen auf einen kultischen Zusammenhang hin. Ursprünglich hatte man am Grabe eines Häuptlings gefangene Feinde, ja sogar eigene Stammesgenossen geopfert, weil man damit den Toten gewissermaßen versöhnen wollte. Aus diesen Menschenopfern entwickelten sich Zweikämpfe als Gottesurteile, bei denen der Überlebende sich Leben und Freiheit erkämpfen konnte. Tieropfer lösten dann diese blutigen Kämpfe ab, und es fanden sportliche Wettkämpfe zu Ehren des Toten und zur Freude



*Läufer am Start*

der Götter statt, denen man mit diesen Spielen Kraft und Geschicklichkeit, körperliche Tüchtigkeit und Schönheit als Opfer darbot. In den Göttervorstellungen jener Zeit rüsteten die Adligen ihre Götter mit Tugenden aus, die ihnen selbst erstrebenswert erschienen, erklärten sie zu Freunden der Spiele und bezeugten ihnen damit ihre Ehrfurcht.



Die verpflichtende Forderung der herrschenden Klasse, die Aretè, bestand auch dann noch weiter, als mit der Wandlung der politischen und ökonomischen Verhältnisse eine neue besitzende Klasse, die Bürgerschaft in den Stadtstaaten, den Poleis, im Kampf um die Vormacht den Adel unter andauernden Kämpfen zwang, in den Poleis aufzugehen, und als schließlich Adel und Bürgertum im Stadtstaat zusammenstanden.

Bei der Rivalität der Poleis untereinander gab es dauernd Kämpfe und Streitigkeiten. Deshalb blieb die Forderung nach militärischer Tüchtigkeit für jeden Polisbürger wie in der Adelszeit als oberste Verpflichtung bestehen. Die Aretè bestimmte auch weiterhin die Haltung der führenden Schicht; sie wurde zum Begriff der Kalokagathie erweitert. Kalos kai agathos (schön und gut) sollte der das Staatenwesen bestimmende Bürger sein, d. h. körperlich und geistig gleich gut ausgebildet.

Damit ist uns auch erklärlich, daß im öffentlichen Leben der Griechen die körperliche Erziehung, die sportliche Betätigung, einen breiten Raum einnahm. Zur Erhaltung seiner körperlichen Leistungsfähigkeit war jeder Bürger verpflichtet. Die Erziehung der heranwachsenden Jugend war auf dieses Ziel abgestellt.

Nun liegt es im Wesen sportlicher Betätigung überhaupt, daß sie – ganz gleich, aus welchen Motiven heraus sie erwächst – neben der Freude, der körperlichen Entspannung und der psychischen Gelöstheit in mehr oder weniger deutlicher Form zum Wettbewerb, zum Messen der Kräfte aufruft. Eine besondere Förderung in dieser Richtung erfuhr der Sport durch die bei den alten Griechen unübersehbare Neigung zum Wettkampf: Agon, Wettbewerb, war ihnen ein Lebensbedürfnis, und sie folgten diesem Zug auf allen Gebieten des Lebens. So wurden überall in den Stadtstaaten Griechenlands Wettspiele mit athletischen, pferdesportlichen und auch musischen Wettbewerben abgehalten. Unter diesen kristallisierten sich im Laufe der Entwicklung die vier großen panhellenischen Spiele heraus: die Olympischen in Olympia, die Pythischen in Delphi, die Isthmischen in Korinth und die Nemeischen Spiele im Tal von Nemea. Ähnlich bedeutend wie diese vier, die als Periodos (Umlauf, Zyklus) eng zusammenge-

hörten, waren die Panathenäischen Spiele von Athen. Dort, wo sich im Altertum das Sportstadion für diese Feste befand, wurden im Jahre 1896 die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit abgehalten.

Alle Veranstaltungen wurden zu Ehren einer Gottheit durchgeführt. Alte Kultstätten sind dort nachgewiesen worden, und dies weist noch einmal auf die enge Verbindung von Kult und sportlichem Wettstreit hin, die auch für die Olympischen Spiele bestand. Im äußeren Festablauf wurde dies immer wieder deutlich, obgleich in den späteren Jahrhunderten die innere Bindung an den Götterglauben lockerer wurde und schließlich verlorenging.

An Bedeutung und Glanz wurden aber alle jene Spiele von den olympischen übertroffen, wahrscheinlich deswegen, weil die Landschaft Elis, in der Olympia gelegen ist, politisch bedeutungslos war. Sie galt als neutral und war damit dem Machtbereich der rivalisierenden Stadtstaaten entzogen. Politische Kontroversen hatten an dieser Stelle keinen Einfluß auf die Abhaltung der Spiele.

Als Teilnehmer waren nur Griechen zugelassen, die Freie und Vollbürger waren, Frauen wenigstens indirekt als Pferdebesitzer. Notwendigerweise mußten die Bewerber wirtschaftlich unabhängig sein. Nur wer genügend Muße hatte, alle erforderlichen Vorübungen für den Wettkampf intensiv und kontinuierlich zu betreiben, konnte sich echte Chancen auf den heißbegehrten Siegeskranz ausrechnen.

Auf dieser politisch-ökonomischen Grundlage nahmen die Spiele von ihrem Anfang an eine ständige Aufwärtsentwicklung bis etwa zur Mitte des 6. Jahrhunderts v. u. Z. Ein reichliches Jahrhundert danach standen sie noch in voller Blüte. Ihren Höhepunkt hatten die Olympischen Spiele zur Zeit der Perserkriege. Unter dem Eindruck der siegreichen Abwehr der persischen Invasion ging so etwas wie ein einigendes Band von den Spielen aus. Als der athenische Politiker und Feldherr Themistokles, der siegreiche Befehlshaber in der entscheidenden Schlacht von Salamis (480 v. u. Z.), bei den auf den Sieg folgenden Spielen das Stadion von Olympia betrat, erhob sich die vieltausendköpfige Zuschauermenge und bereitete ihm eine begeisterte Ovation. Eine bleibende Wirkung ist dieser nationa-

len Begeisterung freilich versagt gewesen. Seit dem Ende des 5. Jahrhunderts sank das sportliche Niveau der Spiele allmählich ab. Sie verfielen schließlich immer mehr.

Aufstieg und Verfall vollzogen sich nach historischen Gesetzmäßigkeiten. In den Poleis gab es von Anfang an Besitzunterschiede, so daß unter den Bürgern Reichtum und Armut nebeneinander bestanden. Es gab Unternehmer und verarmte, freie Lohnarbeiter. Politische Rückschläge, Verlust überseeischer Einkünfte und damit ein Absinken des allgemeinen Lebensstandards zwangen viele Bürger, sich um ihren Lebensunterhalt selbst zu kümmern und die Beschäftigung mit der Gymnastik aufzugeben. Die Spiele hatten aber schon eine solche Bedeutung erlangt, der Ruhm, der mit dem olympischen Sieg verbunden war und die Ehrungen und Vergünstigungen, die die Städte ihren siegreichen Söhnen zuteil werden ließen, waren schon so groß geworden, daß man auch weiterhin diesem Ruhm und den damit verbundenen Vorteilen nachstrebte. Dies taten mit Aussicht auf Erfolg freilich nur jene, die das Training für olympische Wettkämpfe zu ihrem Beruf gemacht hatten. Allerdings haben wir bis ins 4. Jahrhundert hinein keinen eindeutigen Nachweis eines bezahlten Berufssports. Wir wissen aber, daß es damals Athleten gab, die nur ihrem Sport lebten und nichts anderes taten, als sich auf Wettkämpfe vorzubereiten. Ob sie das konnten, weil sie von Haus aus vermögend waren, oder ob ihnen ein Sportmäzen (es konnte auch ein Staat sein) die finanziellen Möglichkeiten dazu gab, kann heute mit Sicherheit nicht mehr ausgemacht werden.

Hätte der wohl erfolgreichste und berühmteste Athlet der Antike, Theogenes aus Thaos, als Schwerathlet (Faustkämpfer und Pankratiast) und gelegentlich auch als Langstreckenläufer 1300 Siegeskränze erkämpfen können, wenn er nicht 22 Jahre lang (etwa seit 490 v. u. Z.) von Festspielplatz zu Festspielplatz gezogen wäre?

Es gab eine Reihe von Periodoniken (Sieger in den vier panhellenischen Spielen der Periodos), die bis zum Ende des 5. Jahrhunderts bei allen großen Sportspielen Griechenlands ein bis zwei Jahrzehnte siegreich waren.

Wie die folgende Übersicht zeigt, waren nun auch mit Ausnahme des Pankrations der Jugendlichen alle athleti-

schen Disziplinen ins olympische Programm aufgenommen worden.

Olympiade	Jahr	Wettbewerb
1	776	Kurzstreckenlauf
14	724	Doppelstadionlauf
15	720	Langstreckenlauf
18	708	Fünfkampf, Ringkampf
23	688	Faustkampf
33	648	Pankration
37	632	Kurzstreckenlauf der Jugendlichen Ringkampf der Jugendlichen
38	628	Fünfkampf der Jugendlichen (gleich danach wieder eingestellt)
41	616	Faustkampf der Jugendlichen
65	520	Waffenlauf (nur für Männer)
145	200	Pankration der Jugendlichen

### *Weitsprung*



Ergänzend sei noch bemerkt, daß der athenische Staat für seine in Olympia siegreichen Bürger eine hohe Prämie von 500 Drachmen (damals eine bedeutende Summe) und andere materielle Vergünstigungen (Steuerfreiheit und lebenslange Speisung) ausgesetzt hatte. Freilich war die Chance, sich diese materiellen Vorteile zu verschaffen, sehr gering. Ferner sei noch auf die ablehnende Haltung hingewiesen, die führende Philosophen jener Zeit gegenüber Berufssportlern einnahmen. Platon z. B. verbannte sie aus seinem Idealstaat, weil sie – wie er sagte – die meiste Zeit ihres Lebens verschliefen und erkrankten, wenn man sie aus ihrem vorgeschriebenen Trainingsrhythmus herausnehme.

Als Griechenland in das Weltreich der Makedonier Philipp und Alexander einbezogen wurde, war den Polisstaaten keine Möglichkeit mehr zu selbständiger Politik gegeben. An Stelle freier Bürger kämpften bei kriegerischen Auseinandersetzungen jetzt Söldnertruppen. Damit verlor die Gymnastik, einst ein Mittel zur Ertüchtigung für Waffendienst und Kriegsfall, noch mehr an Bedeutung. Vollends unter römischer Herrschaft waren die alten Voraussetzungen für sportliche Erziehung überhaupt nicht mehr gegeben. Jetzt begann auch der Sport in erhöhtem Maße zu einem Gelderwerb zu werden. Zwar bestand der Siegespreis in Olympia weiterhin allein in einem schlichten Kranz aus Ölzweigen. Die Heimatstädte der Sieger aber gewährten ihren Söhnen beträchtliche wirtschaftliche Vergünstigungen. Von den – schon erwähnten – zahlreichen kleineren Spielen waren aber viele mit Geld- und Sachpreisen ausgestattet, so daß sich die Athleten größere Summen »zusammenkämpfen« konnten. Dazu kam, daß die Veranstalter regionaler Sportfeste den Olympiasiegern allein schon für ihr Auftreten nicht unerhebliche Abfindungssummen zahlten, so daß ein sportlicher Erfolg in Olympia, der ja die beste Reklame für einen Berufssportler war, sich anderswo in materielle Vorteile ummünzen ließ. Mit dem Einzug des kommerziellen Momentes in den Sport war auch der Korruption Tür und Tor geöffnet, und es mehrten sich die Fälle, in denen die Athleten durch Absprachen sich gegenseitig den Sieg überließen, natürlich gegen entsprechende Zahlungen.

Dieser moralische Verfall widerspiegelte sich in dem wachsenden Streben nach materiellem Vorteil. Selbst der auf alten Idealvorstellungen beruhende Götterglaube hatte seine Ausstrahlungskraft verloren. Unter diesen Bedingungen büßte auch der olympische Eid, der die Kämpfer zum Gehorsam gegenüber den olympischen Gesetzen verpflichtete, an Wert ein. Offensichtlich hatten die Athleten jetzt weniger Bedenken, den feierlichen Eid, wie Pausanias schreibt, »des Geldes wegen« zu verletzen.

Beliebter beim Publikum wurden jetzt noch mehr als zuvor die Kampfsportarten (Ringen, Faustkampf, Pankration); die leichtathletischen Wettbewerbe dagegen verloren an Bedeutung. Das ist deutlich aus den Preislisten zu erkennen, die uns für die mit materiellen Belohnungen ausgestatteten Sportspiele in der antiken Welt überliefert sind.

Unter römischer Herrschaft zwangen die veränderten politischen Verhältnisse in Griechenland zu einer Änderung bestimmter, bisher ängstlich gehüteter Wettkampfbestimmungen. Als sich die Makedonierkönige Alexandros I. und Philippos II. als Teilnehmer an den Olympischen Spielen meldeten, dieser als Pferdebesitzer, jener als Läufer, errechnete man den makedonischen Bewerbern noch mit einem kleinen genealogischen Trick eine griechische Abstammung und damit die Teilnahmeberechtigung. Den römischen Herrschern konnte das besiegte Griechenland die Teilnahme keinesfalls mehr verweigern. Der erste römische Olympiasieger war im Jahre 4 v. u. Z. der spätere Kaiser Tiberius als Gespannbesitzer. Die Festspielleiter mußten es sich sogar gefallen lassen, daß auf Befehl des Kaisers Nero nicht nur die 211. Spiele um zwei Jahre, vom Jahre 65 auf 67 u. Z. verschoben, sondern daß ein Wagenrennen mit dem Zehnerzug und sogar musische Wettbewerbe (Gesang und Dichtung) in das olympische Programm aufgenommen wurden. Die gedemütigten Kampfrichter konnten sich für diese Vergewaltigung nur dadurch rächen, daß sie diese Spiele später aus den Listen der olympischen Aufzeichnungen strichen.

Unter den römischen Kaisern erlebte Olympia eine Scheinblüte. Zwar zogen die Spiele immer noch viele Schaulustige an, aber im Gegensatz zu den Zeiten, als die

Zuschauer dem Sport durch eigene gymnastische Ausbildung innerlich verbunden waren und durchaus sachverständig die Wettkämpfe verfolgten, waren sich Athleten und Zuschauer einander innerlich fremd.

Den Spielen war schon seit Jahrhunderten der Boden entzogen, auf dem sie einst – in der Zeit der Blüte der Stadtstaaten – zu ihrer Bedeutung gelangt waren. Als das Christentum zur Staatsreligion wurde, war vollends kein Platz mehr für ein »Hochfest des Zeus«. Im Jahre 393 verbot der römische Kaiser Theodosius I. die Abhaltung der Spiele für alle Zukunft. Sein Enkel ließ 426 alle heidnischen Tempel des oströmischen Reiches, darunter den Zeustempel von Olympia, zerstören. Die Wirren und Kämpfe der Völkerwanderungszeit, Erdbeben und Überschwemmungen verwandelten Olympia in ein Trümmerfeld unter Schutt und Schlamm.

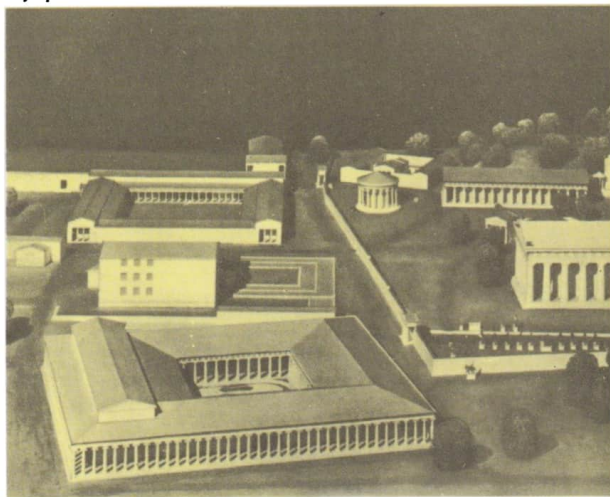
---

# Tempelstadt und Sportstätte

---

Olympia war keine Stadt, nicht einmal ein Dorf, sondern ein heiliger Bezirk mit einer uralten Kultstätte. Es liegt in der Landschaft Elis (Tal), im Nordwesten der Peloponnes (Insel des Pelops), jener großen Halbinsel, die durch den Isthmus von Korinth mit dem Festland verbunden ist. In dieses Gebiet drangen im zweiten Jahrtausend v. u. Z. die

*Olympia im Modell*





Dorer ein. Sie unterwarfen die eingesessenen Stämme und machten sich unter fortwährenden Kämpfen zu Herren des Landes.

Die Stelle, an der einst Götter und Heroen verehrt, Opfer dargebracht, Orakel gesprochen und Wettkämpfe abgehalten wurden, entwickelte sich zum Mittelpunkt des sportlichen Lebens in Großgriechenland. Die wachsende Bedeutung der Olympischen Spiele ließ immer mehr und immer prächtigere Bauten für Kult, Sport und Organisation des Festes entstehen. Von ihrer Pracht und Schönheit können wir uns heute trotz der hervorragenden Ergebnisse einer fast hundertjährigen Ausgrabungszeit nur ein unvollständiges Bild machen.

Der abgebildete Plan der olympischen Anlagen ist nach dem Stand der Ausgrabungen von 1971 gestaltet. Er gibt eine Übersicht über die Lage der Gebäude und Sportanlagen, wie sie im Laufe einer rund tausendjährigen Entwicklung entstanden sind.



Olympia liegt im Tal des Flusses Alpheios. Im Norden wird dieses Gebiet vom Kronoshügel beherrscht. Es ist von sanften, bewaldeten Hügelketten umgeben. In dieser freundlichen und fruchtbaren Hügellandschaft gedeihen Reben und Ölbäume.

Den Mittelpunkt des olympischen Geländes bildet die Altis, der heilige Bezirk. Hier lag der Aschealtar des Zeus, nicht weit davon das Pelopion, das Grabmal des Pelops, des sagenumwobenen Helden der Vorzeit, der der Halbinsel den Namen gab. In der Nähe des Altars muß sich in der ältesten Zeit das Ziel für den Stadionlauf (Kurzstrecke) befunden haben; eine entsprechende Lage hatte auch das Stadion I (etwa 550–450 v. u. Z.). Nördlich des Pelopions befand sich der Heratempel, im frühen 6. Jahrhundert v. u. Z. auf den Fundamenten von zwei älteren Tempeln errichtet. Säulen, Gebälk, Dachstuhl und Dach der älteren Bauten waren aus Holz. Nichts davon ist erhalten geblieben. Zur Zeit des Pausanias war der Tempel mit Kunstwer-

*Ostgiebel des Zeustempels (Rekonstruktion)*





*Durchgang vom Stadion zur Altis*

ken, prächtigen Weihgaben der Städte und ihrer Herrscher, angefüllt, wahrscheinlich wurden in ihm auch jene 25 Schilde aufbewahrt, die für den Waffenlauf gebraucht wurden.

Südlich des Pelopsgrabmals wurde im 5. Jahrhundert (vollendet 456 v. u. Z.) auf einem Ascheboden, in dem sich zahlreiche Bronzeweihgaben befanden, der große Zeustempel unter Leitung des Baumeisters Libon aus Elis erbaut, der kultische Mittelpunkt für viele Jahrhunderte. Er war zugleich ein Siegesdenkmal. Die Eleer hatten um diese Zeit über die vordorische Bevölkerung endgültig gesiegt und damit auch die Herrschaft über Olympia und die Spiele gewonnen. Der Zeustempel ist von Pausanias so ausführlich geschildert worden, daß sich heute ein relativ anschauliches Bild gewinnen läßt, etwa so, wie es unsere Abbildung bietet. Eine besondere Attraktion für die Besucher war die riesige Zeusstatue des Pheidias aus Gold und Elfenbein, eines der sieben Weltwunder der Antike. Aus dem 4. Jahrhundert v. u. Z. stammt der nordöstlich vom Grabmal gelegene Tempel der Göttermutter, das Metroon. Dieser heilige Bezirk, die Altis, wurde im Süden, Westen und Norden durch die Altismauern aus dem 4. Jahrhundert abgeschlossen, im Osten durch die aus der gleichen Zeit stammende Echohalle.

Innerhalb der Altis befand sich noch das Philippeion, ein zierlicher Rundbau, von einer Ringhalle eingefast. Der makedonische König Philipp II., der Vater Alexanders des Großen, hatte es aus Freude über seine olympischen Siege als Rennstallbesitzer errichten lassen. Ihm soll Olympia auch die Echohalle verdanken, die (nach Pausanias) jeden Ton in siebenfachem Echo wiedergab. Vielleicht haben hier die akustischen Wettbewerbe der Herolde und Trompeter stattgefunden.

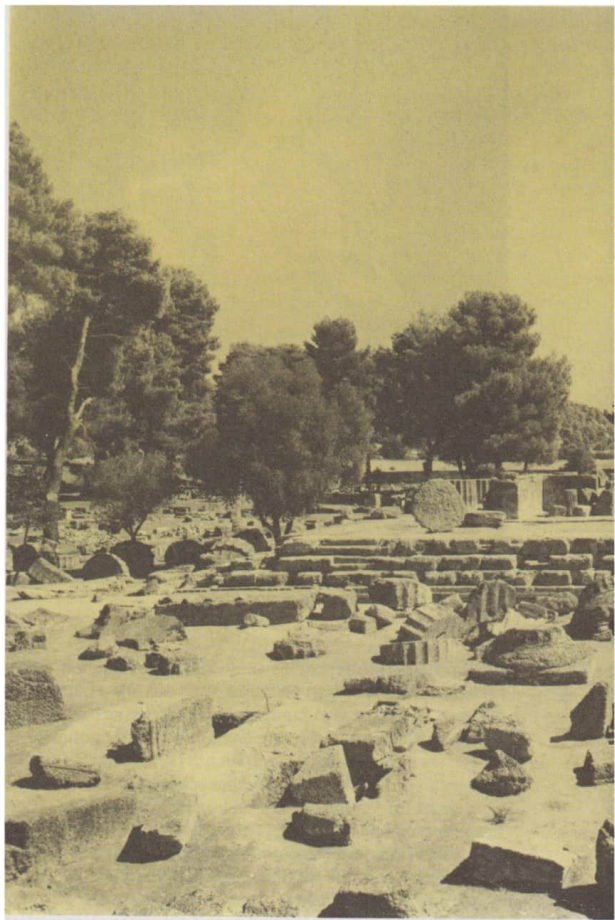
In der Zeit der erneuten »Blüte« Olympias unter den römischen Kaisern stiftete der reiche Athener Herodes Atticus eine Wasserleitung für die Feststätte. Er ließ um 160 u. Z. das Nymphaeum, eine prachtvolle Brunnenanlage im Norden der Altis, erbauen.

Wegen des Platzes, den das Nymphaeum beanspruchte, mußten zwei der insgesamt zwölf Schatzhäuser abgerissen werden. Diese waren von den Bürgern der Städte des



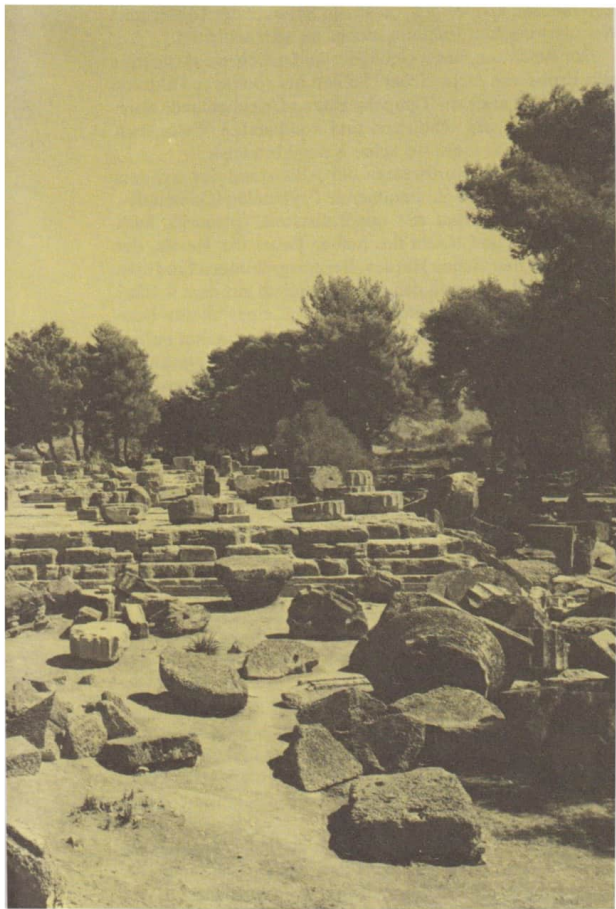
*Zeusstatue des Pheidias (Rekonstruktion)*

griechischen Mutterlandes und der überseeischen Kolonien errichtet worden. Bekannt sind uns die Häuser von Sikyon, Syrakus, Epidamnos, Byzanz, Sybaris, Kyrene, Selinus, Metapont, Megara und Gela. Die Zugehörigkeit zweier Schatzhäuser ist noch nicht erschlossen. In diesen Häusern wurden kostbare Weihgeschenke und solche, die man nicht im Freien aufstellen konnte, aufbewahrt. Hierher brachte man auch die Opfergeräte und Gefäße aus Gold und Silber, die die Festgesandtschaften der Staaten bei den kultischen Feiern benutzten. Im Schatzhaus der Sikyonier wurden die drei Disken sorgsam gehütet, die für den leichtathletischen Fünfkampf benutzt wurden. Vermutlich bewahrte man in diesen Schatzhäusern auch die in Olympia



*Ruine des Zeustempels von Westen mit Trümmerfeld*





deponierten Gelder auf, da sie im Schutze der Götter und des olympischen Friedens sicher zu sein schienen.

Der Reichtum dieser Gebäude war freilich vor skrupellosen Eroberern nicht sicher. So ließ der römische Diktator Sulla neben anderen Tempelschätzen Griechenlands auch aus Olympia die schönsten und kostbarsten Weihgaben rauben, weil er Geld für seine Kriege brauchte.

Im äußersten Nordwesten der Altis stand das aus dem 6. Jahrhundert v. u. Z. stammende Prytaneion (Gemeinde-, Stadthaus), ein Bau mit quadratischem Grundriß. Dort brannte Tag und Nacht das heilige Feuer der Hestia, der Göttin des häuslichen Herdes. Bei Ausgrabungen fand man unter dem Prytaneion das wahrscheinlich aus dem 9. Jahrhundert v. u. Z. stammende Fundament eines älteren Bauwerks, in dem sich vielleicht der älteste Hestiaaltar befunden hatte. Hier, im Prytaneion, wurden die Sieger und auch bedeutende Gäste der Spiele auf Staatskosten bewirtet; deshalb waren die Räume auch besonders repräsentativ ausgestaltet. An der Westseite des Baues fand man Eß- und Kochgeschirre. Vielleicht befanden sich dereinst dort die Küchenräume.

Südlich der Echohalle war in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. u. Z. ein rechteckiger Bau entstanden, über dessen Zweck man sich noch nicht im klaren ist. Vielleicht war es ein Verwaltungsgebäude für das Kampfrichterkollegium.

Damit ist die Aufzählung der Baulichkeiten im engeren heiligen Bezirk abgeschlossen. Im ganzen Bereich der Altis waren – auf den freien Plätzen zwischen den Bauten – die Standbilder der olympischen Sieger verteilt. Nach den Bestimmungen hatte jeder Sieger das Recht, seine Bildsäule, die (angeblich) nach einem dritten Sieg sogar ihm ähnliche Züge tragen durfte, aufstellen zu lassen und seinen Ruhm durch eine Inschrift allen kenntlich zu machen. Von diesen Bildsäulen ist außer den Sockeln nichts mehr erhalten.

Besondere Erwähnung verdienen noch die sogenannten Zanes (Zeusstandbilder). Von den Geldern, die man zur Strafe für eine Übertretung der olympischen Gesetze und Bestimmungen erhob, wurden seit dem 4. Jahrhundert v. u. Z. siebzehn lebensgroße Statuen für den Gott Zeus



errichtet. Sie standen südlich der vor den Schatzhäusern befindlichen Terrasse am Eingang zum Stadion. Auf den Sockeln waren Warnungen angebracht, die darauf hinwiesen, daß man einen olympischen Sieg nicht mit Geld und Unehrlichkeit erkaufen dürfe, sondern mit Kraft und Schnelligkeit erringen müsse.

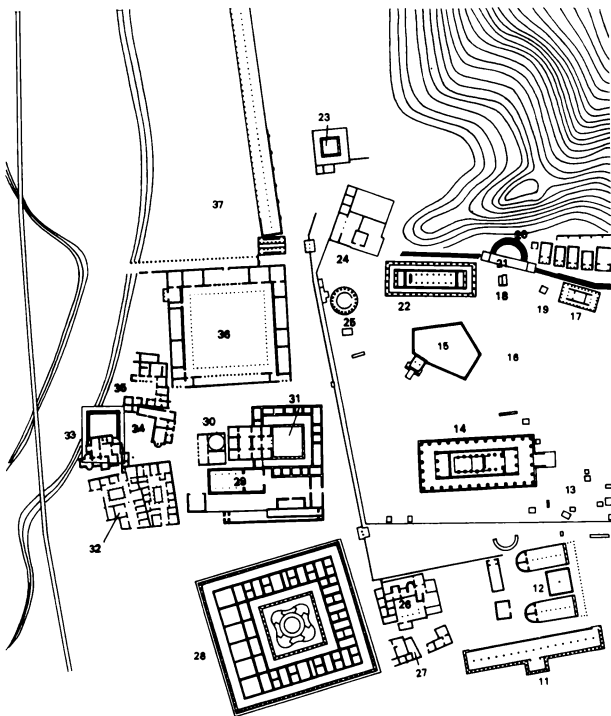
Bevor im 4. Jahrhundert die Echohalle an der Ostseite der Altis erbaut wurde, hatte man das Stadion (etwa 450–350 v. u. Z.) schon zum großen Teil aus dem heiligen Bezirk nach Osten verlegt (Stadion II), vielleicht auch ein Zeichen dafür, daß der sportliche Teil des Festes sich dem kultischen Brauch allmählich zu entziehen begann. Das neue Stadion (III), etwa 350 v. u. Z. angelegt, befand sich schon ganz außerhalb der Altis. Seine sporttechnischen Anlagen werden bei der Behandlung der Laufdisziplinen näher geschildert. Die Kampfrittertribüne befand sich an der Südseite in der Nähe der westlichen Ziellanagen. Der Sitz der Demeterpriesterin, die als einzige verheiratete Frau Zutritt zu den Spielen hatte, lag gegenüber, an der Nordseite.

Südlich vom Stadion war der Hippodrom, die Pferderennbahn, die im Mittelalter infolge der Verlagerung des Alpheiosbettes weggeschwemmt worden ist. Der olympische Hippodrom zeichnete sich durch eine bemerkenswerte Startanlage aus, mit der das Handikap der Außenbahnen ausgeglichen werden konnte. Auf sie wird bei unserer Schilderung der Wagenrennen noch eingegangen.

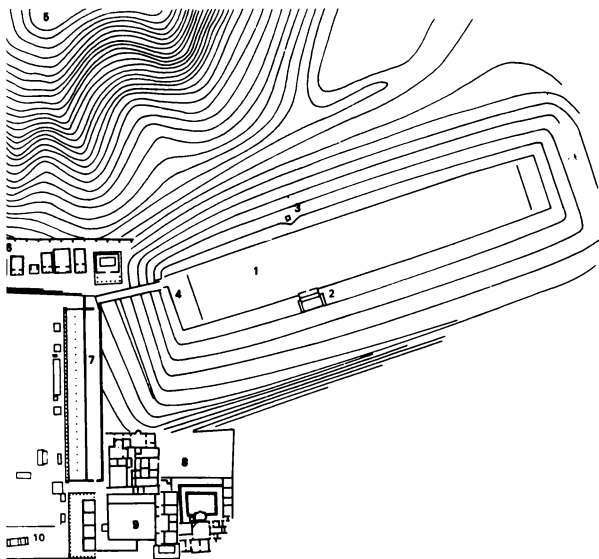
Wie nach der Säkularisierung der sportlichen Kämpfe das Stadion und die Rennbahn außerhalb der Altis lagen, so sind auch die später erbauten Anlagen, die nicht rein sakralen Zwecken dienten, außerhalb der Altis an ihrer Westseite angesiedelt worden.

Die Theokoloi (Gottespfleger) erhielten ein Wohnhaus außerhalb der westlichen Altismauer, das Theokoleon, das in der Römerzeit erweitert wurde.

Erst vor wenigen Jahren führten Tiefgrabungen südlich des Theokoleons zur Entdeckung der von Pausanias erwähnten Werkstatt des Pheidias, des Schöpfers der großen Zeusstatue. Man hatte diese baulichen Überreste zuerst »byzantinische Kirche« genannt, bis ein aufgefundenes Trinkgefäß, das auf der Unterseite die Inschrift »Pheidio



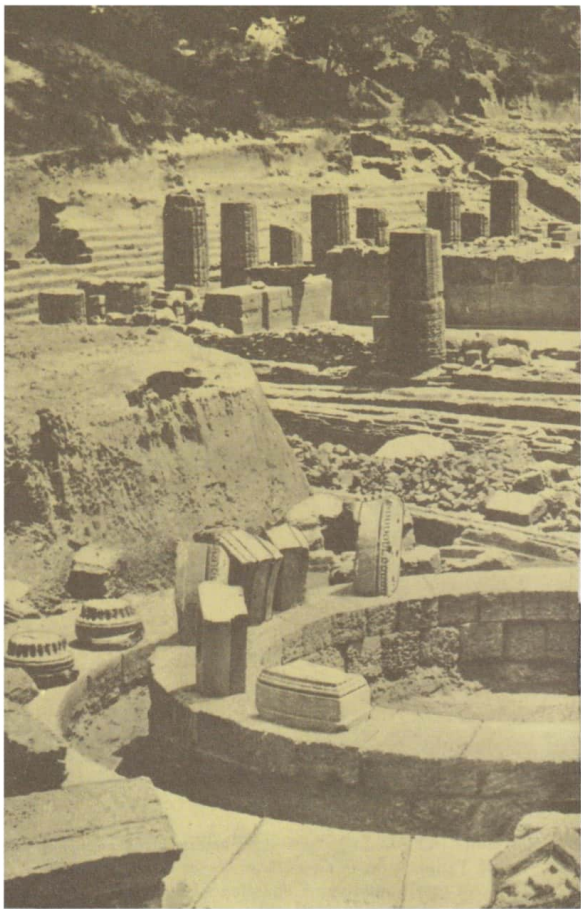
Plan der olympischen Anlagen. 1 – Stadion; 2 – Kampfrichtertribüne; 3 – Sitz der Demeter-Priesterin; 4 – Ziel; 5 – Kronshügel; 6 – Schatzhäuser und Schatzhausterrasse; 7 – Echohalle; 8 – Thermen; 9 – Griech. Gebäude; 10 – Röm. Tor; 11 – Südhalle; 12 – Buleuterion; 13 – Basen; 14 – Zeustempel; 15 – Pelopion; 16 – Zeusaltar; 17 – Metroon; 18 – Altar der Hera; 19 – Altar der Meter; 20 – Altar des Herakles; 21 – Nymphäon; 22 – Heraion; 23 – Röm. Gebäude; 24 – Prytaneion; 25 – Philippeion; 26 – Südthermen; 27 – Spätantike Häuser; 28 – Leonidaion; 29 – Werkstatt des Pheidias; 30 – Hereoon; 31 – Theokoleon; 32 – Röm. Gästehäuser;



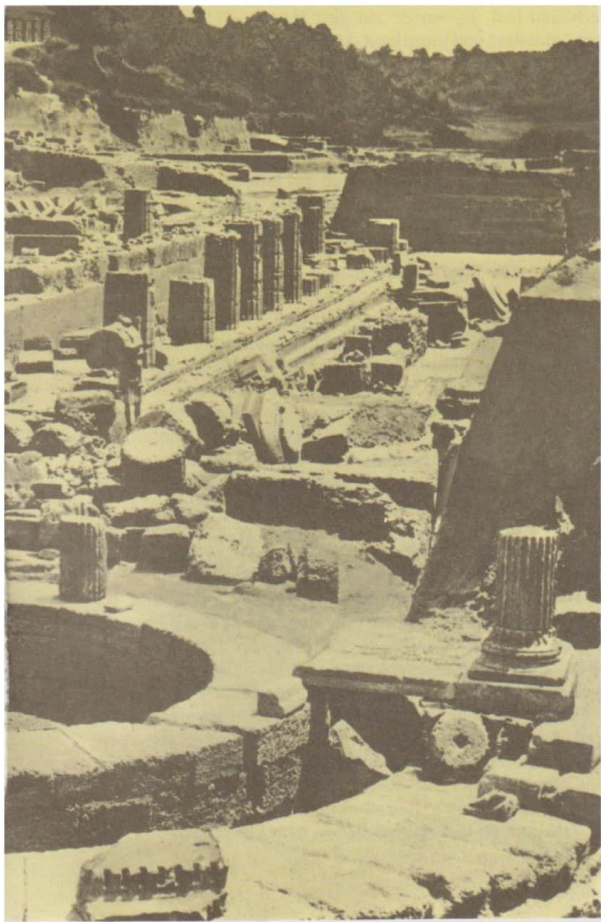
**33 – Kladeosthermen; 34 – Griech. Bäder; 35 – Säulenhofhaus;  
36 – Palästra; 37 – Gymnasion**

eimi« (ich bin Eigentum des Pheidias) trägt, deutlich auf die Tätigkeit des Künstlers an dieser Stelle hinweist.

An repräsentativen Gebäuden ist noch das Leonidaion zu nennen, das ein gewisser Leonidas aus Naxos auf eigene Kosten als Gästehaus zwischen 330 und 320 v.u.Z.



*Ruinen des Philippeions in der Altis von Olympia*



erbauen ließ. Es wurde zur Zeit Hadrians (117–138 u. Z.) modernisiert und umgebaut, vielleicht für einen Aufenthalt des Kaisers selbst. Hier wohnten jedoch auch sonst hohe Gäste der Spiele, wie zur Zeit des Pausanias der römische Stadthalter. Ferner befanden sich dort weitere Gästehäuser und Bäder. Weiter nördlich lag die große Palästra (Ringplatz), die Trainingsstätte für die schwerathletischen Disziplinen, und ganz im Nordwesten das große Gymnasion, bis heute nur zum Teil ausgegraben. Es enthielt eine 200 m lange, gedeckte Laufbahn für das Training der Leichtathleten sowie die Unterkünfte für die aktiven Teilnehmer, das »olympische Dorf« von damals. Aus dem Umstand, daß die Laufhalle überdacht war, hat man wohl nicht zu Unrecht auf eine über das ganze Jahr sich erstreckende Benutzung dieser Übungsstätte geschlossen und daran die Vermutung geknüpft, daß die bei Pausanias erwähnte obligatorische zehn Monate lange Vorbereitung in dieser späteren Zeit hier absolviert werden mußte.

Südlich der Altis befand sich neben einigen Bauten aus römischer und spätantiker Zeit und der Südhalle, einer Wandelhalle aus dem 4. Jahrhundert v. u. Z., noch das Buleuterion (Rathaus). Es wird in die Zeit um 600 v. u. Z. datiert und diente als Amtsgebäude des olympischen Rates, der den Kampfrichtern übergeordnet war und bei zweifelhaften Entscheidungen angerufen werden konnte.

Die Modell- und Grundrißdarstellungen (S. 22 und 32) können jedoch nur ein unvollkommenes Bild der olympischen Anlagen vermitteln. Es muß der Phantasie des Beschauers überlassen bleiben, sich zwischen den prachtvollen Bauten die Fülle der unzähligen Statuen und kunstvollen Weihgaben vorzustellen, die aus den Meisterhänden der berühmtesten Künstler ihrer Zeit hervorgegangen waren, ganz zu schweigen von der gewaltigen Zeusstatue, die alle Besucher mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte. Sie wurde später nach Konstantinopel gebracht, wo sie im 5. Jahrhundert u. Z. einem Brand zum Opfer fiel.

---

# Wie das Fest verlief

---

Die Leitung der Spiele lag in den Händen der Kampfrichter, erst Agonotheten (Kampfordner), später – mit der wachsenden Bedeutung und der steigenden Beteiligung anderer griechischer Staaten – Hellanodiken (Griechenrichter) genannt. Mit dem umfangreicher werdenden olympischen Programm wuchs auch ihre Zahl von einem auf neun, gelegentlich sogar auf zwölf. Von 348 v. u. Z. bis zur römischen Kaiserzeit haben anscheinend jeweils zehn Hellanodiken ihr angesehenes, aber sicher nicht leichtes Amt ausgeübt.

In zehnmonatiger Ausbildungszeit wurden sie im Hellanodikeion von Elis, ihrem Amtsgebäude, von den Nomophoren (Gesetzeshütern) unterwiesen und auf ihre Aufgaben vorbereitet.

Sie ließen durch Festherolde feierliche Einladungen zu den Spielen an die griechischen Staaten ergehen. Sie waren für die Instandhaltung der gesamten Anlagen verantwortlich, hatten sich um Empfang und Unterbringung der offiziellen auswärtigen Gesandtschaften und der Ehrengäste zu kümmern. Ihnen oblag die polizeiliche Aufsicht über die gesamte Festversammlung. Vor allem hatten sie die Wettkämpfe zu überwachen und darauf zu achten, daß die Bestimmungen und Bräuche genau eingehalten wurden. Sie hatten ferner die Siegerlisten zu führen und die olympischen Aufzeichnungen auf dem laufenden zu halten. Dazu mußten sie die eingegangenen Meldungen der Bewerber registrieren. Ferner hatten sie zu prüfen, ob die Gemeldeten auch alle Voraussetzungen für die Teilnahme erfüllten. Vier Wochen vor Beginn des Festes mußten sie das für jeden Teilnehmer obligatorische, sehr harte und

anstrengende letzte Training überwachen. Dabei mußten sie auch Bewerber, die ihnen nicht geeignet erschienen, etwa weil diese die körperlichen Voraussetzungen nicht erfüllten, zurückweisen oder umgruppieren.

Während der Wettkämpfe hatten sie die oberste Aufsicht, bei ihnen lag die Entscheidung über Sieg und Niederlage. Im allgemeinen waren drei für die Pferdewettkämpfe, drei für die leichtathletischen Wettbewerbe und drei für die Kampfsportdisziplinen bestimmt. Zu ihrer Unterstützung standen ihnen zahlreiche Unterkampfrichter und Gehilfen zur Verfügung. Unter diesen befanden sich auch die gefürchteten Mastigophoren (Peitschenträger), die den Anordnungen unter Umständen sofort und unbedenklich gewaltsam Geltung verschafften oder mit Hilfe der Peitsche Verstöße gegen die olympischen Gesetze und Bestimmungen ahndeten. Sie konnten ferner Geldstrafen verhängen oder Zuwiderhandelnde von den Spielen ausschließen, mitunter sogar ganze Städte. In der 90. Olympiade (420 v. u. Z.) war Sparta ausgeschlossen worden, weil es die ihm wegen Bruchs der heiligen Waffenruhe auferlegte Geldstrafe nicht bezahlt hatte. Der Spartaner Lichas ließ daraufhin sein Viergespann unter thebanischem Namen laufen. Als er nach dem Sieg seiner Pferde seinem Fahrer die Siegerbinde um die Stirn winden wollte, wurde er festgenommen und öffentlich ausgepeitscht.

Die Entscheidungen der Hellanodiken waren unwiderruflich. Wenn ein Athlet sich benachteiligt glaubte, stand ihm eine Beschwerde beim olympischen Rat zu, der seinerseits einen Kampfrichter mit einer Geldstrafe belegen konnte. An der Entscheidung aber war, wie gesagt, nicht mehr zu rütteln.

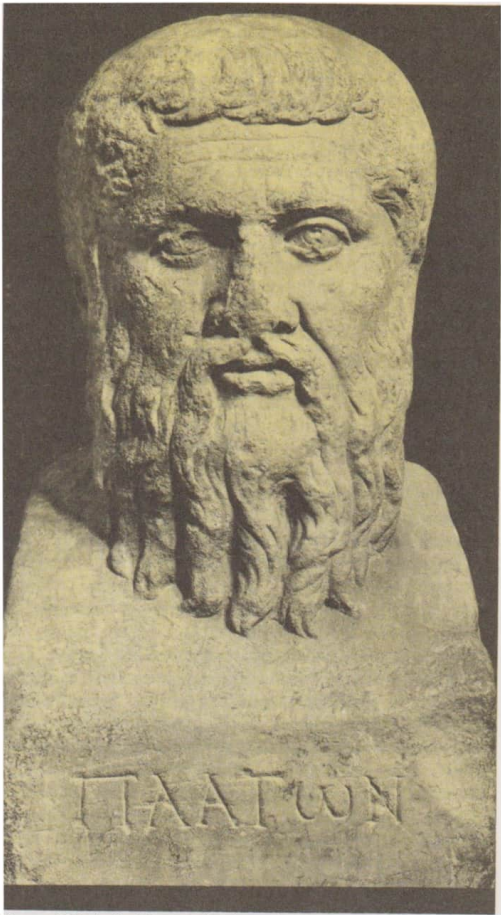
Ihrer hohen Verantwortung, ihrer Würde und dem Ruf der Unbestechlichkeit, der von ihnen ausging, entsprach auch das Ansehen der Hellanodiken; im feierlichen Purpur der regierenden Fürsten walteten sie ihres Amtes. Um von den Kampfrichtern auch den leisesten Verdacht parteiischen Verhaltens in Ausübung ihrer Amtspflichten zu nehmen, wurde nach dem Rennwagensieg des Hellanodiken Troilus bei den 102. Olympischen Spielen (372 v. u. Z.) gesetzlich verboten, daß sich Hellanodiken als Pferdebesitzer um olympische Ehren bewarben.



Uralt und sichtlich der engen Verflechtung mit kultischen Bräuchen entsprungen waren manche der olympischen Gesetze. Andere Bestimmungen wiederum waren aus den Wettkampfpraxen hervorgegangen und so vom Gebrauch für den Einzelfall zur Allgemeingültigkeit gelangt.

Ein Gottesfrieden (Ekecheiria: Zurückhalten der Hand), eine heilige Waffenruhe, schützte das olympische Fest. Er gewährte allen Teilnehmern, Athleten wie Zuschauern, völlige Sicherheit für Hin- und Rückreise sowie während des Aufenthalts in Olympia. Dieser Gottesfrieden, der auch das Heiligtum Olympia selbst und darüber hinaus die ganze Landschaft vor Krieg und Angriff bewahrte, dauerte ursprünglich einen Monat. Er wurde schließlich, als von überallher, aus dem ganzen griechischen Reich, aus dem Mutterland und aus den überseeischen Kolonien, Aktive und Zuschauer herbeiströmten, wegen der langen Reisewege auf drei Monate ausgedehnt.

Zugelassen als Wettkämpfer waren nur freie Griechen, also keine Barbaren (Nichtgriechen) und keine Sklaven. (Frauen durften zwar nicht aktiv mitkämpfen, konnten aber als Besitzerinnen von Rennpferden olympische »Sieger« in den pferdesportlichen Wettbewerben werden.) Wieweit Veränderungen der politischen Verhältnisse solche Bestimmungen abwandeln konnten, ist schon erwähnt worden. Die Bewerber mußten aber auch frei von Blutschuld sein, durften keinen Tempelraub begangen und vor allem den Gottesfrieden nicht verletzt haben. Als später auch die Knaben (Jugendlichen) als Wettkämpfer zugelassen wurden, waren sie den gleichen Bestimmungen unterworfen; darüber hinaus wurde ihre Jugendlichkeit überprüft. Als Grenze zwischen Jugendlichen und Erwachsenen wurde im allgemeinen das 18. Lebensjahr angesehen. Da es damals noch keine amtlichen Geburtsscheine gab, hatten die Kampfrichter nach der Konstitution des Bewerbers zu entscheiden, ob sie einen Knaben als noch zu schwach für die anstrengenden Kämpfe zurückweisen oder als zu kräftig bei den Männern eingruppieren sollten. Sinngemäß das gleiche galt für die Eingruppierung der Pferde in die Klasse der Fohlen und die der älteren Pferde. Die Kampfrichter mußten schwören, daß sie über alles,



*Platon. Römische Marmorkopie nach griechischem Original  
(Staatl. Museen zu Berlin, Antikensammlung)*

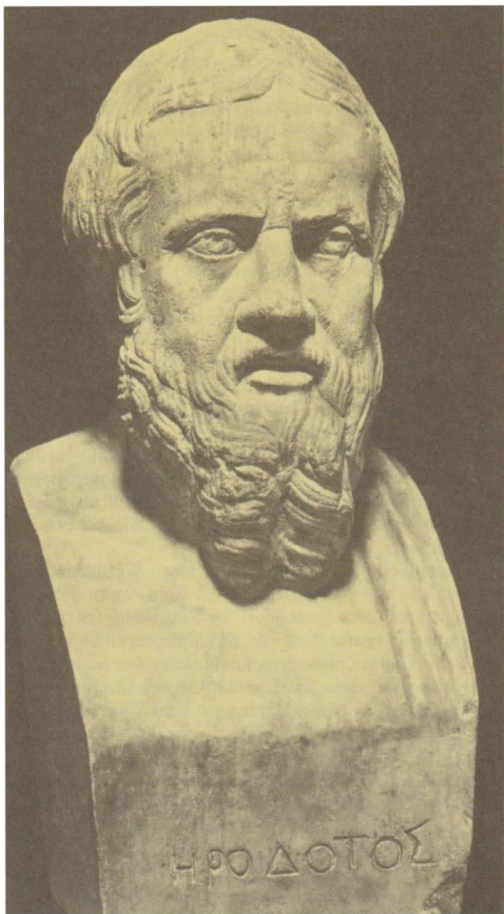
was sich auf die Zulassung bezog, Stillschweigen bewahren würden.

Während bei solchen Entscheidungen die Kampfrichter subjektiv nach bestem Wissen und Gewissen (vielleicht unter Hinzuziehung von Sachverständigen) handeln mußten, wurden die Plätze für die Läufe und Rennen sowie die Zusammenstellung der Paare für die Kampfsportdisziplinen dem Losentscheid überlassen.

Dabei gab es für die Auslosung der Kampfsportpaare noch eine olympische Besonderheit. Die Paare wurden durch Ziehen von etwa bohngroßen, mit Buchstaben (jeder Buchstabe zweimal vertreten) versehenen Losen zusammengestellt. Athleten, die die gleichen Buchstaben aus einer Urne gezogen hatten, mußten gegeneinander kämpfen. Bei ungerader Zahl der Bewerber zog einer ein Freilos. Es zeigte einen nur einmal vertretenen Buchstaben. Er wurde Ephedros (Dabeisitzer) und kam damit eine Runde weiter. Es war also möglich, daß ein Schwerathlet an einen ausgeruhten Gegner geriet, und das vielleicht sogar mehrmals. Diesem erheblichen Handikap wurde in der Kaiserzeit gelegentlich insoweit Rechnung getragen, als bei der Siegerehrung erwähnt wurde, wenn ein siegreicher Schwerathlet vor seinem Endsieg nicht Ephedros gewesen war.

Gelegentlich kam es vor, daß für einen Wettbewerb nur ein einziger Bewerber antrat, etwa dann, wenn dieser so berühmt oder auch (besonders als Faustkämpfer oder als Pankratiast) so gefürchtet war, daß die anderen Teilnehmer sich keine Chance mehr errechneten oder den schmerzhaften Kampf mit dem überlegenen Gegner fürchteten und ihre Meldungen zurückzogen. In einem solchen Falle wurde ein Sieg »akoniti« (ohne Staub, d. h. ohne Bestäubung, also ohne Kampf) zugesprochen.

Ein auffälliges Merkmal des griechischen Sports, auf das schon in antiken Quellen mit einem unverkennbaren Unbehagen immer wieder hingewiesen wird, ist die völlige Nacktheit der Athleten. Diese war im Tagesdasein der Griechen durchaus nicht die Regel. Wettkämpfe der homerischen Zeit wurden nicht unbekleidet durchgeführt. In Olympia soll der Sieger im ersten Langstreckenlauf (15. Olympiade; 720 v. u. Z.), Akanthos aus Sparta, zum



*Herodot. Römische Marmorkopie nach griechischem Original  
(Nationalmuseum Neapel)*

ersten Male nackt gelaufen sein. Kurz zuvor habe der Sprinter Orsippos im Kurzstreckenlauf (angeblich absichtlich) seinen Schurz verloren und den Sieg errungen. Seitdem sei die Nacktheit üblich gewesen. Es scheint aber, daß sich die Schurztracht bei den anderen Disziplinen bis ins 5. Jahrhundert gehalten hat und daß erst dann ganz allgemein nur noch nackt (von den Männern) Sport getrieben wurde. Bei den Spartanern verrichteten beide Geschlechter gemeinsam ihre Körperübungen im nackten Zustand (die Mädchen waren dabei gelegentlich mit einem kurzen Höschen bekleidet). Ohne Zweifel hat die Nacktheit im Sport sich auf die bildende Kunst ungemein befruchtend ausgewirkt und zu ihrem Teil mit dazu beigetragen, daß viele Werke der griechischen Kunst die Schönheit des menschlichen Körpers so eindrucksvoll vergegenwärtigen.

Im Gegensatz zu den strengen Auslesebestimmungen für die Teilnahme war das Zuschauen auch Sklaven und Nichtgriechen erlaubt. Erstaunlich und noch nicht genügend erklärt ist, daß – angeblich – nur verheiratete Frauen als Zuschauerinnen ausgeschlossen waren, junge Mädchen aber nicht. Lediglich die Priesterin der Demeter, die auf einem Marmoraltar gleichsam die Göttin vertrat, sei von diesem Verbot ausgenommen gewesen. Dieses sehr begehrte Priesterinnenamt wurde bei jeder Olympiade neu vergeben.

Bei Verstößen gegen diese Bestimmungen drohte die Todesstrafe. Die Verurteilten sollten von einem schroffen Felsen gestürzt werden. Es ist aber kein Fall bekannt geworden, daß eine Frau diese harte Strafe getroffen hätte. Als bei den 94. Spielen (404 v. u. Z.) Peisidoros im Faustkampf der Knaben siegte, übersprang sein Trainer vor Freude die Umfriedung, hinter der sich während der Kämpfe die Sportlehrer aufhalten mußten. Dabei stellte sich heraus, daß dieser »Trainer« eine Frau, die Mutter des Siegers, war. Eigentlich hätte sie nun hingerichtet werden sollen. Weil sie aber Kallipateira (andere nennen sie auch Pherenike), die Tochter des berühmten Faustkämpfers Diagoras aus Rhodos, war und somit einer Familie angehörte, aus der nicht weniger als fünf Olympiasieger (zugleich Sieger in vielen anderen hochberühmten Spielen)

bekannt sind, wurde sie begnadigt. Zugleich aber wurde durch Gesetz verfügt, daß auch die Trainer in Zukunft nackt auf dem Sportgelände erscheinen mußten.

Von dem, was die vieltausendköpfige Zuschauermenge während des Festes erwartete und wie man die vielen organisatorischen Probleme der Unterbringung und Versorgung bewältigte, können wir uns heute wohl kaum die rechte Vorstellung machen. War schon der Anmarsch in der sommerlichen Hitze ein strapaziöses Unterfangen, so war auch der Aufenthalt in Olympia selbst nicht weniger anstrengend und unbequem. Freilich – für die Ehrengäste war gesorgt, sie waren im Leonidaion untergebracht, das um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. u. Z. von Leonidas von Naxos erbaut worden war. Aber auch vor dieser Zeit hatten Angehörige der herrschenden Klasse wohl kaum Sorgen um ihre Unterkunft. So wird in den literarischen Quellen einmal das prunkvolle Wohnzelt des Tyrannen Hieron von Syrakus, eines mehrfachen Siegers in den Pferdesportwettbewerben der Jahre 476–468 v. u. Z., erwähnt. Auch die Athleten werden gut untergebracht worden sein, zumindest waren sie es in der späteren Zeit, als sie in den Räumen an der Westseite des Gymnasions, des »olympischen Dorfs« der Antike, wohnten. Die Masse der Zuschauer schlief in Zelten oder gar im Freien.

Wie überall, wo viele Menschen zusammenkommen, hatten sich auch in Olympia genügend geschäftstüchtige Händler eingefunden, die für die Ernährung der Festbesucher sorgten.

Schwierigkeiten dürfte oft die Trinkwasserversorgung bereitet haben. Die im Laufe der Zeit angelegten neun Brunnen und mehrere unterirdische Leitungen werden in manchen dürren Jahren kaum ausgereicht haben. Das Problem war erst mit der großzügigen Wasserleitung gelöst, die der reiche Athener Herodes Attikus im 2. Jahrhundert u. Z. anlegen ließ. Aber auch Lärm, Gedränge, Hitze, gelegentlich Regen sowie Mangel an Komfort ließen den Aufenthalt in Olympia nicht immer zu einer reinen Freude werden. Oft und gern wird jene Anekdote erzählt, in der ein Reicher seinem Sklaven androht, er werde ihn zur Strafe für schlechte Arbeit nicht in der Mühle arbeiten lassen, sondern zu den Olympischen Spielen mitnehmen.

Alle Unbequemlichkeiten und Strapazen, die mit einem Besuch der Olympischen Spiele verbunden waren, scheinen aber für die Besucher nur unbedeutend gewesen zu sein gegenüber dem gewaltigen Erlebnis, das mit dem Fest verbunden war. Hier konnten sich Griechen aller Stämme in Frieden ohne Waffenlärm treffen und festliche Stunden verbringen, hier sah man die Prominenten aus Politik, Kunst und Wissenschaft, hier konnte man zu politischen Gesprächen zusammentreffen und zu Einigkeit und Frieden mahnen. In seiner »Olympischen Rede« von 388 v. u. Z. wies der athenische Redner Lysias die Festversammlung darauf hin, daß »Herakles die Spiele gestiftet habe, weil er dachte, daß diese Zusammenkunft in ihrem Herzen eine gegenseitige Freundschaft begründen würde«. Als die Wirren des Peloponnesischen Krieges über Griechenland hereinbrachen, beschwor der Sophist Gorgias von Leontinoi die Griechen in Olympia, den Bruderkrieg zu beenden und an den gemeinsamen Feind, die Perser, zu denken.

Die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Ortes lud auch dazu ein, Urkunden und Staatsverträge aufzubewahren. Der Text eines Friedensabkommens zwischen Athen und Sparta aus dem Jahre 445 v. u. Z. war auf einer Bronzetafel im heiligen Bezirk aufgestellt.

Bei vielen griechischen Spielen waren die sportlichen mit musischen Wettbewerben verbunden, wie z. B. bei den Isthmischen Spielen in Korinth (Schillers Ballade von den Kranichen des Ibykus: »Zum Kampf der Wagen und Gesänge ...«). Olympia wäre erst recht dazu geeignet gewesen, für einen Wettstreit in den Künsten den passenden Hintergrund zu bilden. Dennoch haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß in Olympia Preise für künstlerische Leistungen vergeben worden sind. Olympia ist die Stätte der »nursportlichen« Wettkämpfe geblieben. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß ein einziges Mal auf Befehl des römischen Kaisers Nero das olympische Programm nicht nur um das Wagenrennen mit dem Zehnerzug, sondern auch durch Aufnahme von Schauspieler- und Zithervorträgen erweitert wurde. Wegen des willkürlichen, frevelhaften Eingreifens des Despoten in das olympische Geschehen wurden diese Spiele dann aber –



*Bronzekopf des Faustkämpfers Satyros, der 336 v. u. Z. in Olympia siegte (Nationalmuseum Athen)*



wie schon erwähnt – für ungültig erklärt und aus den amtlichen Aufzeichnungen gestrichen.

Wenn es in Olympia auch keine künstlerischen Wettbewerbe gab, so standen doch die Spiele in außerordentlich engen und freundschaftlichen Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft.

Der Historiograph Herodot, der »Vater der Geschichtsschreibung«, hat im 5. Jahrhundert v. u. Z. die Besucher der Spiele durch Vorlesungen mit seinem Werk bekannt gemacht, und er soll auf diese Weise die öffentliche Anerkennung ganz Griechenlands erlangt haben. Dieselbe Quelle (Lukian von Samosata, 2. Jahrhundert u. Z., der selbst fünfmal in Olympia war und wohl ebenfalls dort Ruhm gesucht hat) berichtet von Rednern, Philosophen und Sophisten, die in Olympia aufgetreten seien, um politische Ziele zu verfolgen, wie die erwähnten Lysias und Gorgias, oder Anerkennung zu suchen, wie Prodikos von Keos und der Vertreter der materialistischen Naturphilosophie Anaximenes von Chios oder der Sophist Hippias von Elis. Auch bildende Künstler sollen dort ihre Werke ausgestellt haben. Auf die vielfältigen unmittelbaren Beziehungen des Sports zur bildenden Kunst braucht heute nicht mehr besonders hingewiesen zu werden. In Olympia sprechen die Tausende von aufgefundenen Kunstwerken eine beredte Sprache.

Auch die redende Kunst fand hier reichlich Motive. In kunstvollen Preisliedern wurde der Sieger gefeiert. Die besten Dichter Griechenlands, wie Simonides, Pindar und Bakchylides, priesen in den Epinikien, den Siegesliedern, mit hohem Pathos die Sieger und den Sieg.

Den Verlauf des Festes zu schildern, ist für uns heute nicht möglich, weil es niemals das »Fest an sich« gab. Im Laufe der Entwicklung änderten sich die zeitliche Dauer, die Reihenfolge der kultischen Handlungen und der sportlichen Wettkämpfe ständig, wie schon ein Blick auf die Tabelle mit der Chronologie der Disziplinen und die Erweiterung des Festes von ursprünglich einem auf fünf Tage zeigen. Es soll aber der Versuch unternommen werden, darzustellen, wie etwa in der Zeit der Hochblüte Olympias nach der siegreichen Beendigung der Perserkriege das Fest verlaufen ist. Noch einmal sei aber auch darauf hinge-

wiesen, daß uns keine absolut sicheren Kriterien dafür gegeben sind und daß innerhalb bestimmter Grenzen die Kampfrichter die Möglichkeit zu allerlei Variierungen hatten.

Die Feier zu Ehren des Göttervaters Zeus könnte damals in Olympia etwa in folgender Weise verlaufen sein.

Nach Beendigung des Pflichttrainings in Elis zogen die Athleten, nach Disziplinen und Altersgruppen geordnet, begleitet von ihren Betreuern und ihren Angehörigen, unter Führung der Hellanodiken auf der heiligen Straße nach Olympia. Sie ist 58 km lang, und so wird der Marsch wohl zwei Tage gedauert haben. Unterwegs nahmen die Kampfrichter an der Quelle Pieria eine rituelle Reinigung vor.

Die feierliche Eröffnung fand in der Altis unter Beteiligung der ganzen Festversammlung statt. Vielleicht erfolgte hier eine rituelle Reinigung der ganzen Festgemeinde, wobei eine heilige Aufforderung an alle, die von den Spielen ausgeschlossen waren, an alle Mörder und Tempelschänder und auch an verheiratete Frauen erging, den heiligen Bezirk zu verlassen.

Danach wurde im Buleuterion (Rathaus) vor der Statue des Zeus Horkios (Eidesschützer) der olympische Eid gesprochen, wobei die Athleten, ihre Väter und Brüder und auch die Trainer über einem Eberkopf schwören mußten, »daß sie sich keinen Verstoß gegen die olympischen Wettkämpfe zuschulden kommen lassen werden«. Pausanias, dem wir diese Nachricht verdanken, fügt hinzu: »Die Athleten leisten dazu noch diesen Schwur, daß sie sich insgesamt zehn Monate nacheinander der sorgfältigen Übung hingegen hätten. Es schwören auch diejenigen, die die Knaben und – bei den Pferderennen – die Fohlen zu beurteilen haben, daß sie ihr Urteil nach Recht und ohne Geschenke abgeben und das, was sich auf Zulassung oder Nichtzulassung bezieht, geheimhalten werden.«

Da über die Zulassung sicher schon im Vorbereitungsmonat in Elis entschieden worden war, dürfte der Eid bereits vollzogene Handlungen sanktioniert haben.

An die Eröffnungszeremonien schlossen sich (soweit bereits eingeführt, siehe Übersicht S. 18) die Wettkämpfe der Herolde und der Trompeter an sowie die Wettkämpfe

der Knaben: der Kurzstreckenlauf, der Ringkampf, der Faustkampf und (seit 200 v.u.Z.) das Pankration. Der Knabenfünfkampf fand, wie schon erwähnt, nur einmal (38. Olympiade, 628 v. u. Z.) statt. Damit dürfte der erste Tag des Festes ausgefüllt gewesen sein.

Am zweiten Tag begannen die Wettkämpfe der Erwachsenen. Eröffnet wurden sie am Vormittag mit den hippischen Agonen, dem Wagenrennen und dem Rennreiten. Sie wurden am Nachmittag mit dem Fünfkampf in der Reihenfolge Diskuswerfen, Weitspringen, Speerwerfen, Laufen und Ringen fortgesetzt.

Am Abend dieses Tages fand das Totenopfer für Pelops am Grabe des Heros statt. Dieser Abend lag in der Mitte des achten Monats, und am Himmel stand der Vollmond des heiligen Monats. Pindar singt in der olympischen Ode:

»Heute bei den herrlichen  
Totenspenden verehrt man  
Ihn; wo der Alpheios strömt,  
Ruht er, hat er ein vielumwandelt'  
Grabmal; auch besuchen sie oft  
Seinen Altar. Ins  
Ferne sendet heut' des Pelops  
Ruhm die olympische Bahn.  
Dort führt der Füße Schnelligkeit den harten Kampf,  
Und Kraft  
Der Glieder müht sich bis zum äußersten,  
Und wer gesiegt, der kostet ein Leben hindurch  
Nun die Stille des honigsüßen Glücks.«

Der dritte Tag brachte den kultischen Höhepunkt, das große Zeusopfer. In einer feierlichen Prozession, an der die Festgesandtschaften der auswärtigen Staaten mit ihren Opfertieren teilnahmen, zog man vom Prytaneion aus zum Aschenaltar des Zeus. Dort wurden dann die 100 Stiere der Hekatombe geschlachtet und die Schenkel der Opfertiere auf dem Altar verbrannt. Gegen Mittag war die Feier beendet.

Am Nachmittag fanden die Laufwettbewerbe statt, angeblich in der Reihenfolge Langstrecke, Kurzstrecke, Mittelstrecke. Dies mag für dieses eine von Pausanias erwähnte Mal vielleicht zutreffen, eine andere Reihenfolge

(mit der Kurzstrecke beginnend) scheint aber wesentlich zweckmäßiger gewesen zu sein. Wenn nämlich der Langstreckenlauf am Anfang gestanden hätte, wären praktisch die Kurz- und Mittelstreckler vom Langstreckenlauf ausgeschlossen gewesen, wie jeder Sportler weiß, dem einmal zugemutet wurde, kurz nach einem 3000-m-Lauf einen 200-m-Lauf zu bestreiten. Die Strapazen eines olympischen Langstreckenlaufes sind zu groß, als daß noch echte Chancen für einen zusätzlichen Sieg auf der Kurzstrecke bestünden. Mit seiner Nachricht setzt Pausanias übrigens dem hervorragenden Läufer Polites ein besonders ehrenvolles Denkmal: In der 212. Olympiade des Jahres 69 u. Z. siegte dieser Athlet in allen drei Laufkonkurrenzen in der oben angegebenen Reihenfolge. Hatte man, um auch anderen Läufern eine Chance zu geben und Polites für die Kurz- und die Mittelstrecke zu benachteiligen, für dieses eine Mal die Reihenfolge der Läufe geändert? War dieser Sportler dennoch so sehr allen anderen überlegen, daß er trotz des Handikaps in allen drei Wettbewerben siegte? Es ist aber auch möglich, daß Pausanias die Reihenfolge der Laufwettbewerbe einer Siegerinschrift entnommen hat, bei der die ungewöhnliche Folge der Läufe aus verstechnischen Gründen gewählt worden war.

Für die von sachkundiger Seite geäußerte Vermutung, daß sich am Abend des dritten Tages die Opfergemeinde zu einem kultischen Festmahl im Prytaneion traf, bei dem das Fleisch der zahlreichen Opfertiere verspeist wurde, gibt es kein Zeugnis.

Der vierte Tag war den schweren Übungen vorbehalten, den Kampfsportarten Ringkampf, Faustkampf und Pankration. Den Abschluß der Wettkämpfe bildete der Waffenlauf mit Teilen der Rüstung schwerbewaffneter Krieger.

Der fünfte Tag brachte die Siegerehrung und die abschließenden Feiern.

Über die Siegerehrung gibt es in den Quellen widersprüchliche Aussagen. Während die einen erkennen lassen, daß die Sieger unmittelbar im Anschluß an den Sieg geehrt wurden und gelegentlich sogar sich sofort auf den Heimweg machten, um die frohe Kunde möglichst bald der Heimatstadt zu überbringen, haben wir andererseits Zeug-

nisse über große Siegesfeiern in froher Runde am Ende des Festes. Beides wird möglich gewesen sein. Bei einer großen Abschlußfeier, so wird vermutet, zogen »Aktive« und »Offizielle« in Gegenwart aller Gäste in feierlicher Prozession zum Zeustempel. Gleich nach ihrem Sieg hatten die Athleten (wahrscheinlich seit der Zeit der Makedonier) einen Palmzweig als vorläufige Ehrung erhalten. Nunmehr lagen für sie auf einem Prunktisch von Gold und Elfenbein, auf dessen Rückseite die Wettkampfordnung aufgezeichnet war, Zweige bereit, die ein Knabe, der noch beide Eltern besaß, mit einem goldenen Messer vom heiligen Ölbaum abgeschnitten hatte. Angesichts des Zeus, der selbst einen Ölzweigkranz trug, wurden die Sieger mit dem Kranz gekrönt, der ihnen das Höchste und Schönste sein sollte, was sie je erringen konnten.

Ein Festmahl vereinigte noch einmal Sieger, Verwandte, Festgesandtschaften und -abordnungen bei Wein und Gesang. Pindar besang diese Feier:

»Da erbrausten die Freunde, ihr Lärm  
War groß. Und hell in den Abend hinein  
Ergoß, schön war es zu schau'n,  
Seinen lieblichen Glanz der Mond.  
Durchs heilige Gefild', hin erscholl  
beim fröhlichen Gelag'  
Im Maß festlicher Weise Gesang.«

---

# Der Sport in Olympia

---

Im folgenden sollen die sportlichen Vorgänge in Olympia dargestellt werden. Die gewählte Reihenfolge enthält keine Wertung. Die pferdesportlichen Wettkämpfe sind an den Anfang gestellt worden, weil wir nach neuesten Ergebnissen der altertumswissenschaftlichen Forschung annehmen müssen, daß bei den Wettkämpfen der olympischen »Vorzeit« (also vor 776 v. u. Z.) hauptsächlich Wagenrennen eine Rolle gespielt haben.

Bei der Behandlung der sporttechnischen Einzelheiten sind die uns überkommenen literarischen, künstlerischen und archäologischen Quellenfragmente kritisch unter Berücksichtigung der neuzeitlichen sportwissenschaftlichen Erkenntnisse und sportpraktischen Erfahrungen gewertet worden. Wir wollen versuchen, aus dieser Sicht ein Bild von der Technik, den Bewegungsvorgängen und, soweit aus unserer heutigen Sicht die Möglichkeit dazu besteht, vom sportlichen Wert der einzelnen Disziplinen zu gewinnen.

## Wagenrennen und Rennreiten

Wie im modernen Sportleben der Pferderennsport, also die Geschwindigkeitswettbewerbe auf den Pferderennbahnen, mit seinem gesamten kommerziellen Beiwerk eine Sonderstellung einnimmt, so auch im antiken olympischen Geschehen. Zwar waren Wagenrennen und Rennreiten nicht wie heute von den Olympischen Spielen ausgeschlossen, sie gehörten im Gegenteil für die Masse der Zuschauer vielleicht sogar zu den Höhepunkten des großen Festes,

aber in ihrem sportlichen Wert unterschieden sie sich doch von den übrigen Wettkämpfen.

Ein Blick auf die Zeittabelle der »hippischen Agone« zeigt uns das wachsende Ansehen dieser Wettkämpfe, aber auch das Unvermögen mancher solcher Disziplinen, sich in Olympia zu behaupten.

Olympiade	Jahr	Sportart
25	680	Wagenrennen mit Viergespann
33	648	Rennreiten
70	500	Wagenrennen mit Maultieren
71	496	Rennreiten mit Stuten
84	444	(Maultier- und Stutenrennen abgeschafft)
93	408	Wagenrennen mit Zweigespann
99	384	Fohlenviergespannrennen
128	268	Fohlenzweigespannrennen
131	256	Rennreiten auf Fohlen

Außerdem hat es Rennreiten für Jugendliche gegeben. Wir wissen aber nicht, ob diese Wettkämpfe regelmäßig durchgeführt wurden und wie lange sie sich gehalten haben.

Pferdesport, eine kostspielige Angelegenheit, war in der Antike – wie dann auch in späteren Zeiten – den Angehörigen der besitzenden Klasse vorbehalten. Hier hatten die Reichen Griechenlands die Möglichkeit, olympischen Ruhm mit ihrem Namen zu verbinden, ohne selbst die Mühsal eines langen Trainings, die Anstrengungen eines harten Kampfes, den Einsatz der letzten Kraftreserven auf sich nehmen zu müssen. Der Besitzer eines Viergespannes oder eines Rennpferdes konnte von der Tribüne aus zusehen, wie seine Pferde von einem geschickten Lenker oder Reiter als erste ins Ziel gebracht wurden, und sich dann als Olympiasieger feiern lassen; denn der olympische Ruhm fiel nicht dem Wagenlenker, sondern dem Besitzer zu. Es ist zwar, besonders in älterer Zeit, vorgekommen, daß Pferdezüchter es sich nicht nehmen ließen, ihre Pferde selbst über die Rennbahn zu steuern, in der Regel aber haben die Pferdebesitzer, besonders Fürsten und Angehö-

rige der Adelsgeschlechter, es vorgezogen, andere für sich diese Arbeit verrichten zu lassen.

Die Rennwagen der Olympischen Spiele waren die gleichen, die als Kampfwagen im Kriege benutzt wurden: Auf einem einachsigen Fahrgestell mit niedrigen, meist vierspeichigen Rädern befand sich ein nach hinten offener Kasten, vorn mit einer reichlich kniehohen Brüstung versehen, die etwa einer halben Ellipse glich. Die Wagen waren ungefedert, die Fahrer, die im Stehen die Pferde lenkten, mußten mit ihren Kniegelenken die Stöße der Fahrt auffangen und ausgleichen. Ob für die Füße der Fahrer besondere Befestigungsmöglichkeiten vorgesehen waren, ähnlich den Stembrettern unserer Rennruderboote, kann nur vermutet, kaum bewiesen werden. Die Pferde waren, auch bei den Viergespannen, quer vorgespannt, die inneren an einer Deichsel, die äußeren an Strängen an der Seite. Vielleicht wurden die Pferde durch Einzelleinen gesteuert, nicht durch Kreuzleinen. Das war zumindest bei den außengehenden der Fall, da ja an den Wendepunkten die kurveninneren pariert und die kurvenäußeren freigegeben werden mußten.

Da der olympische Hippodrom, die Pferderennbahn, völlig vom Alpheios überschwemmt und verschüttet worden ist, kann er heute nicht mehr rekonstruiert werden. Wir können aber mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er etwa 2 Stadien (ungefähr 385 m), ein Umlauf also ungefähr 770 m, lang war. Die Renndistanzen waren unterschiedlich, so mußten Viergespanne mit ausgewachsenen Pferden zwölf, mit Fohlen acht Runden zurücklegen. Später, als die Zweigespanne ins olympische Programm kamen, wurden acht bzw. drei Runden festgelegt. Aber diese Zahlen mögen nicht für alle Zeiten gültig gewesen sein. Wahrscheinlich hat man, wie heute, von Fall zu Fall bestimmte Regeln geändert und auch spezielle Bestimmungen erlassen.

Ein besonderes Merkmal des olympischen Hippodroms war die Ablaufvorrichtung für Gespanne (und vielleicht auch für Reitpferde). Pausanias hat sie beschrieben, doch leider setzt seine Darstellung so viel Kenntnis beim Leser voraus, daß wir uns heute nur schwer eine Vorstellung machen können, wie dieser Ablauf aussah und wie er



funktionierte. Zunächst die Schilderung in leicht gekürzter Übersetzung.

»Der Ablauf hat die Form eines Schiffsbuges, die Spitze zur Rennbahn gerichtet; jede Seite des Ablaufs hat mehr als 400 Fuß Länge (128 m), und in ihnen sind Gelasse eingebaut. Um diese Gelasse wird gelost. An der Spitze des Buges ist ein Delphin auf einer Stange befestigt, weiter hinten befindet sich auf einem Altar ein Adler. Der Rennleiter kann nun mit einer Einrichtung Adler und Delphin bewegen. Dann sinkt der Delphin zu Boden, und der Adler steigt hoch und wird den Zuschauern sichtbar. Daraufhin senken sich die Startseile an den beiden äußersten und letzten Startboxen (rechts und links), und die Pferde aus diesen laufen zuerst ab. Wenn sie auf die Höhe derer kommen, die den zweiten Platz (von hinten) erlost haben, laufen auch diese los (nachdem die Seile sich gesenkt haben), und so geht es weiter, bis sie an der Spitze mit allen Pferden eine Reihe bilden, und nun beginnt die Schaustellung der Fahrer und der Schnelligkeit der Pferde.«

Die Schilderung des Pausanias läßt uns an die modernen, erst seit wenigen Jahren auf Pferderennplätzen üblichen Startboxen denken, und man kann sich vorstellen, welch ein Schauspiel es für die Zuschauer war, wenn eine große Menge prächtig aufgeputzter Rennfahrzeuge sich in Bewegung setzte.

Aber diese Startmaschine hat sicher nicht nur spektakulären Momenten gedient, sondern sie hat doch wohl in erster Linie die ersten Runden ausgleichen sollen. Aber wie? Nach der zitierten Schilderung ist das nicht ohne weiteres zu erkennen. Neuerdings ist von einem englischen Wissenschaftler ein ansprechender Erklärungsversuch unternommen worden. Er geht davon aus, daß der Hippodrom (anders als die römischen Rennbahnen) in der Mitte keine durchgehende Begrenzung längs der Laufrichtung hatte (Zaun, Mauer, Hecke), sondern daß sich am Anfang und am Ende der Rennstrecke zwei Wendemarken befanden, die linksherum zu umfahren waren. Der Ausgleich des Handikaps fand nun so statt, daß durch den fliegenden Start der äußeren Gespanne gegenüber den innenstehenden die äußeren den inneren immer ein Stück voraus waren, so daß am Ende des Startvorgangs sich alle



*Wagenrennen. Zweigespann in voller Fahrt*

Gespanne auf einer halbkreisförmigen Linie befanden, deren mittlerer innerer Teil am weitesten hinten lag, und im Augenblick, als alle Gespanne ihre Schnelligkeit entwickelten, die Entfernung zur Wendemarke gleich groß war. Da man an anderen Sportstätten sogar die Reste von Startmaschinen für Läufer gefunden hat (s. S. 66), wird vermutet, daß durch einen großzügigen mechanischen Apparat Del-

*Pulk der Viergespanne*



phin, Adler und die Startseile von einer Zentrale aus bewegt werden konnten. Wenn das Startseil für die beiden letzten inneren Gespanne gefallen war, wurde durch ein Trompetensignal das Rennen freigegeben. Bis zu diesem Signal, so wird vermutet, mußten alle Fahrer geradeaus fahren. Dann erst durften sie die Wendemarke ansteuern, so etwa wie unsere Rennreiter nach dem Start erst 400 m geradeaus reiten sollen (!), ehe sie die Innenbahn nehmen dürfen. Diese durchaus einleuchtende Erklärung für das Funktionieren der Startanlage behält sogar ihre Wahrscheinlichkeit, wenn man an der Längsachse des Hippodroms eine Trennwand (Zaun, Mauer, Hecke) annimmt. Nach der Beschreibung des Pausanias war die eine Seite des Hippodroms länger als die andere. Diese Verlängerung könnte durchaus, außerhalb der eigentlichen Rennstrecke, die Startanlage aufgenommen haben. Wenn die Basis des Schiffsbugdreiecks nicht senkrecht zur Fahrtrichtung, sondern – in einem entsprechenden Winkel verdreht – den Bug auf die hintere Wendemarke richtete, dann könnte der oben geschilderte Effekt des Handikapausgleichs genausogut erreicht worden sein.

Zu den Rennen selbst ist nicht viel zu sagen. In antiken und auch modernen Schilderungen wird immer wieder





*Viergespann*

betont, welch gefährliche Angelegenheit solche Rennen gewesen seien. Da befand sich etwa in der Mitte der ersten Geraden der Taraxippos, der Pferdeschreck, vor dem die Pferde scheuten und dadurch den Lenkern die Möglichkeit nahmen, die Wendemarke sicher und in kurzem Bogen zu umfahren. Oft seien an der Wendesäule die Räder angeprallt und die Wagen zerbrochen auf der Strecke geblieben, und es habe schwere Karambolagen gegeben. Den Fahrern sei das Herz stehengeblieben, wenn sie sich dem Pferdeschreck näherten, und dergleichen mehr. Wie wir sahen, hatten die Viergespanne zwölf Runden zu etwa  $769\text{ m} = 9,225\text{ km}$  zurückzulegen, für Pferde im Galopp eine beträchtliche Länge, bei der sich nur eine mäßige Dauergeschwindigkeit erzielen ließ. Und Fahrer, denen das Herz erbebt, wenn sie mit so geringen Geschwindigkeiten um eine enge Kurve fahren müssen, sollten lieber das Fahren lassen. Die Schilderungen von der Gefährlichkeit der Wagenrennen sind sicherlich stark übertrieben und oft mehr von der Phantasie des Dichters geprägt, als daß sie der Wirklichkeit entsprächen. Damit sollen die Leistungen der Fahrer nicht abgewertet werden. Es hat Gespannfahrer gegeben, die Meister ihres Faches waren, aber sie stehen

doch im Schatten der sportlichen Mühen und Leistungen der Athleten aus anderen Disziplinen.

Auf jeden Fall aber dürfen wir die Fahrer höher einschätzen als die, die in den hippischen Agonen als Sieger in die olympischen Aufzeichnungen eingegangen sind, die Pferde- und Gespannbesitzer. Ihnen fiel der Siegeskranz und olympischer Ruhm zu. Auf diese Weise kamen sogar Frauen zu olympischen Ehren, als erste Kyniska, die Tochter eines spartanischen Königs. Die Siegerin ließ ihr Bild von dem berühmten Maler Apelles malen, sie ließ aber auch ihren Fahrer mit abbilden und tat damit etwas, was auch andere siegreiche Gespannbesitzer öfter taten, nämlich ihrem Fahrer eine gewisse Ehrung zukommen zu lassen. Der Wagenrennsport bot somit ruhsüchtigen Reichen, Fürsten und Adligen eine Möglichkeit, ihren Ehrgeiz voll zu befriedigen, nicht nur durch den Sieg allein, sondern sich auch durch Prachtentfaltung – durch die Ausstattung der Fahrzeuge und auch durch die Anzahl der Gespanne

#### *Rennreiten*



– in den Vordergrund des öffentlichen Interesses zu schieben. So ließ beispielsweise der Politiker Alkibiades etwa um 416 v. u. Z. gleich sieben Gespanne starten, mit denen er die beiden ersten Plätze und dazu den dritten oder vierten Platz belegte. Solche Rennen dienten jedoch nicht nur der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, sie konnten sogar zum Mittel der Politik werden. Bei den 62. bis 64. Olympischen Spielen (532–524 v. u. Z.) siegte der Athener Kimon, der Vater des Miltiades, des Siegers von Marathon, im Rennen der Viergespanne. Den Sieg von 528 überließ er aber, wie Herodot berichtet, dem Peisistratos, dem Herrscher von Athen, damit dieser ihn aus der Verbannung zurückholte. Während bei allen anderen sportlichen Wettkämpfen solche Manipulationen streng verboten waren und schwer bestraft wurden, hatten die Kampfrichter in diesem Falle offenbar keine Bedenken; denn Peisistratos gilt als Sieger im Wagenrennen dieser Spiele.

Geradezu zur Farce wurden die Pferderennen durch den römischen Kaiser Nero. Weil ihm der Termin nicht paßte, hatte er die 211. Olympischen Spiele um zwei Jahre verschieben lassen. Er trat dann als Wagenlenker im Rennen der Pferde und der Fohlen auf, zwang die Veranstalter, noch ein Rennen mit dem Zehnerzug in das Programm aufzunehmen, und blieb in allen Rennen, trotz eines Sturzes, Sieger, weil die anderen Fahrer Anweisung erhalten hatten, den Kaiser siegen zu lassen.

Ähnlich gering wie bei den Wagenrennen ist unsere Kenntnis von der Praxis der Rennen zu Pferde. Nach den Abbildungen wurde ohne Sattel und Bügel geritten. Die Pferde waren mit einfacher Trensenzäumung versehen. Ob auch für diese Rennen die Startvorrichtung gebraucht wurde, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Aus einem Sonderfall ist zu entnehmen, daß die Ankunft des Pferdes im Ziel für den Sieg genügte, auch wenn der Reiter vorher vom Pferd gefallen war. Die Stute Aura des Korinthers Pheidolos hatte (vor der 68. Olympiade) ihren Reiter zu Beginn des Rennens abgeworfen, das Rennen aber »vorschriftsmäßig« fortgesetzt und siegreich beendet. Der Besitzer wurde zum Sieger ausgerufen, und ihm wurde auch erlaubt, ein Standbild seines Pferdes aufzustellen.

Nach Pausanias hat man gelegentlich mit bestimmten Variationen die Rennen belebt. Danach sind die Reiter beim Stutenrennen im Galopp vom Pferd gesprungen und ein Stück neben dem Pferd hergelaufen, vielleicht bis ins Ziel. Damit mußte ein solcher Reiter zugleich auch ein guter »Geräteturner« und ein guter Leichtathlet sein. Leider wissen wir nichts Näheres über diese Besonderheiten der Rennen. Es scheint aber, als ob die sportlichen Leistungen der Rennreiter von Olympia wesentlich über denen der Wagenfahrer gelegen haben.

## Wettkämpfe der Herolde und Trompeter

Seit 396 v. u. Z. wurden die Spiele mit dem Wettkampf der Herolde und Trompeter eröffnet. Die Sieger in diesen Konkurrenzen übernahmen dann anscheinend sofort im Anschluß an die Siegerverkündung die entsprechenden Ämter und Aufgaben: Aufrufen der Wettkämpfer, Verkündigung der Kampfrichterentscheidungen, Startsignale für die Laufwettbewerbe und Pferderennen. Die ersten Sieger in diesen Wettbewerben waren die Eleer Timaios (Trompeter) und Krates (Herold). Wie die Sieger ermittelt wurden, ist unbekannt. Offenbar kam es zunächst auf Lautstärke und dann noch auf Wohlklang an, Leistungsforderungen, die wesentlich weniger exakt meßbar sind als Wurf- oder Sprungleistungen. Vielleicht haben wir es bei solchen Entscheidungen mit den Vorläufern der heutigen subjektiven Punktwertungen (wie z. B. beim Eiskunstlauf oder beim Geräteturnen) mit allen oft so unerquicklichen Nebenerscheinungen zu tun. Ein besonders tüchtiger Trompeter scheint Herodoros aus Megara gewesen zu sein, der in zehn Olympiaden gesiegt hatte.

## Wettkämpfe der Jugendlichen

Seit der 37. Olympiade (632 v. u. Z.) wurden Jugendliche, *paides* (Knaben) genannt, zu den Olympischen Spielen zugelassen, aber nur zu verhältnismäßig wenigen Wettkämpfen. Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht.



*Ausrufen eines Knabensiegers*

Olympiade	Jahr	Sportart
37	632	Stadionlauf
37	632	Ringkampf
38	628	Fünfkampf (nur dieses eine Mal durchgeführt)
41	616	Faustkampf
145	200	Pankration

Diese Aufstellung läßt eine gewisse Vorsicht erkennen, die anscheinend den jungen Sportlern allzu große Belastungen ersparen sollte. Der Fünfkampf wurde sofort wieder vom Programm gestrichen, von den Läufen nur der Stadionlauf erlaubt, nicht die anstrengenden Langstrecken- und Waffenläufe. Von den schwerathletischen Disziplinen wurde das Pankration erst sehr viel später (als letzte



Disziplin in der Geschichte der Olympischen Spiele überhaupt) zugelassen.

Dennoch klagen zeitgenössische Schriftsteller darüber, daß ehrgeizige Trainer ihre jugendlichen Schützlinge bei den Vorbereitungen überforderten, sie wie Miniaturausgaben von Erwachsenen behandelten und nicht bedächten, daß sie noch in der Entwicklung steckten und entsprechend behandelt werden müßten. Auch darüber wird geklagt, daß selten jugendliche Olympiasieger später noch unter den Siegern bei den Männern zu finden seien. Wenn wir heute auch wissen, daß mehr Sieger aus Jugendwettkämpfen auch noch im Mannesalter olympische Siege errungen haben, als antike Autoren behaupten, so ist doch nicht von der Hand zu weisen, daß übertriebener Ehrgeiz das vernünftige Maß oft überschritt und manchem jungen Athleten durch übersteigerten Sportbetrieb schwerer körperlicher Schaden zugefügt wurde.

## Leichtathletik im antiken Olympia

Das leichtathletische Programm von Olympia enthielt Laufwettbewerbe und den Fünfkampf (Pentathlon). Zur ersten Gruppe gehörten der Stadionlauf (Kurzstrecke), der Doppelstadionlauf (Mittelstrecke), der Langlauf und der Waffenlauf (unter besonderer Belastung über ein Doppelstadion gelaufen). Der Fünfkampf bestand aus Diskuswurf, Weitsprung, Speerwurf, Lauf und Ringkampf.

Gemessen am modernen Übungsschatz, mutet dieses antike Programm recht dürftig an, und man sollte meinen, diese Disziplinen wären kurz und schnell abzuhandeln. Beim näheren Zusehen allerdings ergeben sich große Schwierigkeiten. Erstens weisen technische Ausführung und spezifische Wettkampfbestimmungen gegenüber unseren entsprechenden Disziplinen nicht unerhebliche Unterschiede auf, zweitens läßt die bruchstückhafte Überlieferung, wie so oft, beträchtliche Lücken erkennen, die zu schließen wir meist nur auf Vermutungen angewiesen sind. Viele Einzelheiten des olympischen Geschehens waren bei der Bedeutung des Sports im griechischen Alltag für die

Zeitgenossen so selbstverständlich, daß die Quellen sie nicht für erwähnenswert erachteten oder sie, wenn sie sie schon erwähnten, nicht näher erklärten. Auch jüngste Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, besonders der Archäologie, bringen zu neuen Erkenntnissen oft auch neue Probleme und ungeklärte Fragen.

### *Laufwettbewerbe*

Über Laufbahn und Distanzen wenigstens sind wir einigermaßen sicher informiert. Bei den Ausgrabungen kam an den beiden Enden des Stadions je eine Lage von Kalksteinplatten zum Vorschein, die, etwa 50 m breit, fast die ganze Bahnbreite einnehmen. Im Abstand von durchschnittlich 120 cm sind viereckige Löcher eingearbeitet, anscheinend zur Aufnahme von Holzpfosten als Begrenzung der Standplätze für 20 startende Athleten bestimmt. In die Platten sind quer zur Laufrichtung in einer Entfernung von 13 cm zwei parallele Rillen (etwa 4,5 cm breit, etwa 3 cm tief) eingemeißelt. Ihr Querschnitt bildet (etwa) ein rechtwinkliges Dreieck (die Spitze nach unten gerichtet), dessen von der Laufbahn abgewendeter Schenkel (kurze Kathete) fast senkrecht zur Oberfläche verläuft. Diese Kalksteinplatten sind Ablauf- bzw. Zielschwellen und ermöglichen uns, die Distanz für den olympischen Stadionlauf ziemlich genau festzulegen. Die Schwellen sind an den Außenkanten 192,75 m, an den Innenkanten 191,79 m voneinander entfernt. Man hat aus diesen Maßen den Mittelwert (192,27 m) errechnet und das olympische Stadion (d.h. das Längenmaß für die Laufstrecke) auf diese Entfernung festgelegt. Neueste Nachmessungen haben sogar einen Wert von 192,28 m ergeben. Es ist völlig müßig, bei solchen Festlegungen um den Zentimeter zu feilschen, zumal der angenommene Mittelwert für Start- und Ziellinie an sich schon eine sehr willkürliche Maßnahme ist. Wir können uns, ohne die Wahrheit zu vergewaltigen, mit der Feststellung begnügen, daß das olympische Stadion (d.h. die Entfernung für den olympischen Kurzstreckenlauf) 192 m lang gewesen ist.

Dieses Maß läßt uns schon ahnen, auf welch hohem

Stand sportlicher Entwicklung die Griechen bereits waren, als die ersten olympischen Läufe gestartet wurden.

Im modernen Sport hat sich erwiesen, daß die Sprinter auf einer der (ziemlich seltenen) geraden 200-m-Bahnen offenbar die größte Geschwindigkeit erreichen können, deren Menschen fähig sind. Nun haben die Griechen keine Stoppuhren besessen, mit denen sie exakte Daten hätten messen können, aber sie haben wahrscheinlich schon vor 3000 Jahren, noch bevor die Olympischen Spiele ins Licht der Geschichte traten, dieselben Beobachtungen machen können wie die modernen 200-m-Läufer: Die letzten 10 bis 20 Meter dieser Strecke sind die schwersten. Auf diesen letzten Metern scheint man völlig verausgabt zu sein, man glaubt »sterben« zu müssen. Und man muß den Griechen bescheinigen, daß sie für diesen ersten und, wie die Zählung der Olympiaden nach dem Sieger auf dieser Strecke vermuten läßt, auch »vornehmsten« Wettbewerb jene Strecke bestimmt haben, auf der ein Mensch seine höchste Schnelligkeit überhaupt zu entwickeln vermag.

Einen solchen Zusammenhang von Geschwindigkeit und Distanz zu vermuten ist aber nur zulässig, wenn man eine Laufbahnbeschaffenheit voraussetzt, die der unserer Aschenbahnen einigermaßen entspricht. Es wäre falsch zu glauben, die Griechen wären, wie es gelegentlich zu lesen ist, im tiefen, lockeren Sand um olympische Ehren gelaufen. Literarische Hinweise auf Sandlaufbahnen beziehen sich auf das Training der Läufer, für das ein Laufen im lockeren Sand zweckmäßig und nützlich ist. Für die Wettbewerbe war die Laufbahn angefeuchtet und festgewalzt.

Vor der Behandlung der einzelnen Laufdisziplinen seien noch einige allgemeine Regeln und Gegebenheiten erwähnt. Wie wurde der Start vollzogen? Wenn die erwähnten Rillen in den Ablaufschwellen, wie zu vermuten ist, für die Zehen der Läufer vorgesehen waren, dann ist es unwahrscheinlich, ja bei dem engen Abstand der Rillen unmöglich, daß der Start als Tiefstart wie bei den modernen Kurzstrecken erfolgte, auch wenn ein Vasenbild mit einem Waffenläufer und eine literarische Stelle dem zu widersprechen scheinen. Zudem wäre ein Tiefstart höchstens für die Kurzstrecke, kaum für den Doppelstadionlauf und gewiß nicht für die Langstrecke in Frage gekommen.

Aus literarischen Quellen, nach denen ein Läufer so schnell gewesen sei, daß er schon im Ziel war, als noch der Knall der Hysplex, des Schlagholzes der Startvorrichtung, im Ohr klang, hat man mit Recht auf das Vorhandensein von mechanischen Startanlagen geschlossen. Dies wird durch neuere Ausgrabungen eines älteren Stadions in Isthmia bestätigt, der Stätte der Isthmischen Spiele, wo eine solche Anlage zu Tage kam, bei der – von einer zentralen Stelle aus – in Scharnieren befestigte Querhölzer mit Hilfe von Schnüren gleichzeitig bewegt werden konnten und so die Bahn freigaben.

Für Olympia ist eine solche Anlage nicht nachzuweisen. Vielleicht auch hat das hohe Ansehen der heiligen Spiele solche Vorsichtsmaßregeln unnötig gemacht, oder das solchen Vorrichtungen nun einmal anhaftende Risiko eines gelegentlichen Versagens mit allen daraus entstehenden unangenehmen Folgen für Aktive und Veranstalter hat davon abgeraten. Wahrscheinlich erfolgte der Start durch Kommando oder Trompetenstoß.

An Wettkampfregeln läßt sich aus der Überlieferung folgendes erkennen: Untersagt war der Frühstart; Athleten, die einen Fehlstart verursachten, wurden mit körperlicher Züchtigung bestraft. Verboten waren ferner alle Behinderungen der Konkurrenten, also Bahnkreuzen, Festhalten, Wegdrängen usw.

Nach literarischen Quellen entwickelte sich am Startplatz dasselbe von Spannung und Nervosität bestimmte Treiben wie heute. Die Läufer lockerten ihre Muskeln durch Schütteln und Massieren, legten kleine Probestarts mit kurzen Spurts ein, sie machten sich warm und suchten ihre Nerven zu beruhigen, kurz, sie taten das, was wir auch heute vor dem Start, besonders bei Sportveranstaltungen auf höchster Ebene, beobachten können. Auch der Zuschauer wird sich eine wachsende Spannung bemächtigt haben.

Anscheinend hatten sich für den Stadionlauf oft so viele Bewerber gemeldet, daß man nicht ohne Vorläufe auskam. Durch Losentscheid wurden Gruppen zu (vermutlich) vier Läufern zusammengestellt. Gelegentlich wird man die Zahl der Vorlaufteilnehmer um ein geringes erhöht haben, wenn die Zahl der Läufer nicht durch vier teilbar war. Dasselbe



*Kurzstreckenläufer*

war vielleicht notwendig, wenn es mehr als 80 Bewerber gab, da man anscheinend an einem einzigen Entscheidungslauf (ohne Zwischenläufe) mit 20 Teilnehmern festhielt, in den jeweils die Sieger der Vorläufe gelangten.

Die geringe Anzahl der Vorlaufteilnehmer und die daraus sich ergebende verhältnismäßig große Zahl von Vorläufen hat sicher ebenso zur Erhöhung der Spannung beigetragen wie das große Feld von zwanzig Endlaufteilnehmern mit annähernd gleichem Leistungsstand.

Am Ziel entschieden die drei für die Läufe zuständigen Kampfrichter über den Sieg. »Tote Rennen« mit zwei Siegern gab es anscheinend nicht. Vielleicht hat im Zweifelsfall die Stimmenmehrheit den Ausschlag gegeben. Bei den 96. Olympischen Spielen von 396 v. u. Z. sprachen zwei Kampfrichter dem Eupolemos aus Elis, der dritte dem Leon aus Ambrakia den Sieg zu. Dieser verklagte die beiden wegen Bestechung beim olympischen Rat und hatte mit dieser Klage insofern Erfolg, als die Kampfrichter zu einer Geldstrafe verurteilt worden sein sollen. Der Entscheid selber aber war nach den olympischen Bestimmungen unanfechtbar, und in den Siegerlisten wird Eupolemos als Stadionsieger geführt.

Der Doppelstadionlauf, Diaulos genannt, entsprach mit seinen zweimal 192 Metern dem heutigen 400-m-Lauf, den man ja auch zu den Kurzstrecken rechnet, wenn auch der 400-m-Lauf andere taktische Einstellungen verlangt als der dem Stadionlauf entsprechende 200-m-Lauf. Während beim 200-m-Lauf die Sportler vom ersten Meter an mit dem größtmöglichen Einsatz ihrer Kräfte laufen, ist beim 400-m-Lauf schon eine gewisse Einteilung der Kräfte am Platze. Noch mehr gilt dies vom Diaulos der Antike, da die Raumverhältnisse keine Läufe wie in unseren modernen Stadien mit gleichbleibenden Geschwindigkeiten zuließen.

Unerklärt bleibt heute immer noch, wie nach dem ersten Stadion zum Rücklauf gewendet wurde. Mehrere Lösungen bieten sich an.

Erstens könnte nach Passieren der am anderen Ende liegenden Schwelle eine Kehrtwendung gemacht und in derselben Bahn zurückgelaufen worden sein.

Zweitens konnte man um einen Pfosten herum (die obenerwähnten viereckigen Löcher schließen einen solchen Pfosten nicht aus) in die benachbarte Laufbahn eingebogen sein. Das war aber nur möglich, wenn diese Nachbarbahn frei blieb, setzt also die Zahl der zugelassenen Läufer auf zehn herab, da sonst Kollisionen unvermeidlich gewesen wären. Die geringe Anzahl von zehn Läufern in einem Entscheidungslauf ist aber nur dann wahrscheinlich, wenn diese zehn Läufer durch ein Ausscheidungsverfahren ermittelt worden wären. Davon ist aber für den Diaulos nichts überliefert. Daß sich im allgemeinen nicht mehr als zehn Läufer gemeldet hätten, ist auch nicht anzunehmen, weil sich im Doppelstadionlauf mit taktischer Klugheit doch schon gewisse Vorteile gewinnen ließen, die auch Läufern mit geringerer Antrittsschnelligkeit, aber mit der Fähigkeit, zu rechnen und die Kräfte richtig einzusetzen, Siegesaussichten bot.

Eine dritte Möglichkeit kann darin bestanden haben, daß man die Läufer im Pulk um eine Wendesäule herumlaufen ließ. Bei einer Bahnbreite von rund 24 Metern und einer Entfernung von 192 Metern war das Handikap für die außen Startenden gegenüber denen, die die Bahnmitte erlost hatten, mit rund 32 cm praktisch »eine zu vernachläss-

sigende Größe«. Der Annahme einer solchen Möglichkeit kommt die Tatsache entgegen, daß die Ablaufschwellen im Westen des Stadions in der Mitte ein größeres Loch aufweisen, das durchaus zur Aufnahme eines größeren Pfahles bestimmt gewesen sein könnte. Dem widerspricht aber, daß man heute nach der Auffindung der Kampftribüne die Ziellinie für alle Läufe an der Westseite des Stadions annehmen muß. Das Fehlen eines Loches für den Wendepfahl in der Ost-Ablaufschwelle schließt aber das Vorhandensein eines solchen Pfahles nicht gänzlich aus. Er könnte ja auch außerhalb der Steinschwelle kurz dahinter im Sand eingegraben gewesen sein und deshalb kein Loch hinterlassen haben.

Entfernungen zwischen 7 und 24 Stadien (rund 1345 und 4610 m) werden in späteren Quellen für den Langlauf (Dolichos) in Olympia angegeben. Aber nur die Zahl von 20 Stadien hält genaueren Nachprüfungen stand, so daß wir sagen können, der olympische Langlauf ging über rund

### *Endspurt*



3850 m. Wie beim Diaulos sind wir über die Wenden nicht unterrichtet. Neunzehnmal mußte an beiden Enden der Laufbahn gewendet werden, und dies geschah in der Tat am zweckmäßigsten jeweils um einen Pfahl herum. Bei Pendelläufen in dieselbe Bahn zurück oder in die Nachbarbahn wäre eine Zählung der »Runden« für die Kampfrichter wahrscheinlich noch schwieriger gewesen, als sie es bei einem einzigen Pfahl schon gewesen sein mag. Nackte Athleten können keine Nummern tragen wie unsere Läufer, und wir können uns heute noch immer nicht so richtig vorstellen, wie die olympischen Kampfrichter dieses Problem bewältigt haben, wenn etwa Übrundungen mehrfach vorkamen. Vielleicht haben die vorgeschriebenen Übungen von 10 Monaten unter Aufsicht der Kampfrichter als Sieb gewirkt und nur soviel Langstreckenläufer zum Start zugelassen, wie übersehbar waren, oder nur solche

*Langstreckenläufer auf der Strecke*







*Läufergruppe an der Wendemarke*

Läufer, deren Leistungsstand einigermaßen konstant und gleich hoch war, so daß Überraschungen gerade noch vermieden werden konnten.

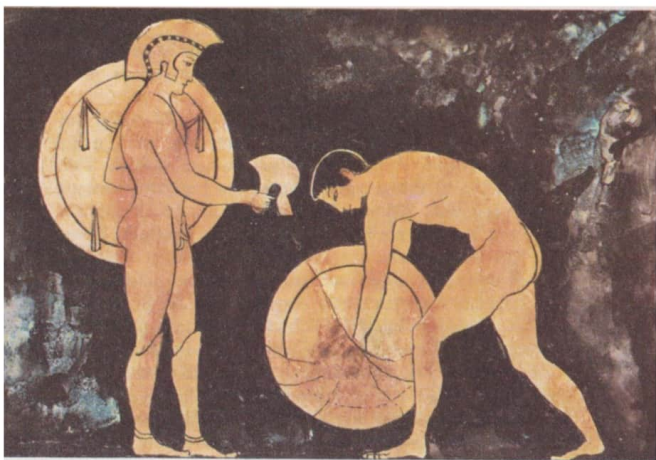
Lange, nachdem die letzte athletische Disziplin der Männer mit dem Pankration (33. Olympiade; 648 v. u. Z.) ins olympische Programm aufgenommen worden war, und noch viel später nach dem ersten Langstreckenlauf (15. Olympiade; 708 v. u. Z.) wurde in der 65. Olympiade (520 v. u. Z.) der Waffenlauf olympische Disziplin. Über die Gründe, warum man so spät noch einen weiteren Laufwettbewerb eingeführt hat, war man sich schon in der Antike nicht mehr recht klar. Angeblich soll der Sonderfall, daß während der Spiele ein Schwebbewaffneter (gegen alle olympischen Regeln) in das Stadion gelaufen sei, um den Eleern einen Sieg zu verkünden, der Anlaß gewesen sein, den Waffenlauf zur olympischen Disziplin zu erheben. Vielleicht gibt es aber einen weniger theatralischen Grund. Zu dieser Zeit war es schon deutlich geworden, daß sich

Nur-Sportler, um nicht zu sagen Berufssathleten, für den eigentlichen Kriegsdienst als sehr wenig nützlich erwiesen. Möglicherweise wollte man mit dem Lauf der Schwerbewaffneten den unleugbar bestehenden Zusammenhang zwischen Körperübungen und militärischer Tüchtigkeit erneut demonstrieren. Daß im Ernstfall einer Schlacht die Schwerbewaffneten sich gelegentlich im Laufschrift auf ihre Gegner stürzten, zeigt die Schlacht bei Marathon.

Offenbar trugen die Waffenläufer ursprünglich alle Schutzaffen, Panzer, Helm, Beinschienen und Schild, so wie sie im Kampf gebraucht wurden. Von diesen Rüstungsteilen wurde im Laufe der Entwicklung ein Stück nach dem anderen abgelegt, bis zur Zeit des Pausanias (2. Jahrhundert u. Z.) nur noch der Schild übriggeblieben war. Damals befanden sich in Olympia 25 Schilde von gleicher Form und gleichem Gewicht für die Waffenläufer.

Die Distanz betrug in Olympia zwei Stadien (Diaulosstrecke), anderswo auch vier Stadien.

#### *Vorbereitungen zum Waffenlauf*





*Waffenläufer in Aktion*

Die Eigenart der olympischen leichtathletischen Disziplinen, durch Wettkampfpraxis und spezifische Merkmale der Geräte ganz bestimmte sportliche Bewegungsabläufe zu ermöglichen oder zu erzwingen und damit bestimmte körperbildende Funktionen zu erfüllen, wirkte sich sogar auf die ohne jedes Gerät betriebenen Laufwettbewerbe aus. Für den Stadionlauf war höchste Schnelligkeit, Konzentrationsfähigkeit und ein hervorragendes Sprintvermögen erforderlich. Im Training mußte vor allem der Schnellstart geübt werden. Aus literarischen Bemerkungen wird ersichtlich, daß man sehr wohl wußte, wie leicht ein Läufer durch einen zu langsamen Start oder gar durch »Sitzenbleiben« um alle Siegesaussichten kommen konnte.

Beim Diaulos und beim Langstreckenlauf konnten die rein läuferischen Qualitäten (Schnelligkeit und Stehvermö-



gen) durch eine ausgefeilte Wendetechnik ergänzt werden. Es galt beim Diaulos, die Zeit für die notwendige Verzögerung und das Wiederbeschleunigen möglichst klein zu halten. Vor allem beim Langlauf konnten durch gute Wenden und richtiges taktisches Verhalten wertvolle Sekunden eingespart werden, die sich im Endspurt vielleicht siebringend auswirkten. Trainingsfleiß hat sich hier sicher bezahlt gemacht.

Ganz besonders galt dies vom Waffenlauf. Gewicht und Form des Schildes und die damit verbundene einseitige Belastung und Behinderung der läuferischen Möglichkeiten verlangten eine bestimmte Lauftechnik, auch in der Arbeit des Oberkörpers und des Schultergürtels, die nur durch unaufhörliches, systematisches Üben zu erwerben war. Vielleicht konnten in dieser Disziplin kleinere, gedrungene, aber trainingsfleißige Athleten, die zu langsam für die Kurz- oder die Mittelstrecke, zu schwer aber für den Langlauf waren, zu olympischen Ehren gelangen, die ihnen sonst auf Grund ihrer Konstitution versagt gewesen wären. Wie bei anderen Sportarten traten auch beim Waffenlauf gelegentlich besonders vielseitig begabte Athleten an, die unter Umständen den Trainingsfleiß ihrer Konkurrenten durch bessere Laufleistungen übertrafen.

So gelang als erstem Phanas aus Pellene (67. Olympiade; 512 v. u. Z.) der Sieg im Stadionlauf, im Doppelstadionlauf und im Waffenlauf. Von Leonidas aus Rhodos (154. Olympiade; 164 v. u. Z.) und anderen wird die gleiche Leistung überliefert. Solche hervorragenden Läufer wurden mit der ehrenvollen Bezeichnung Triastes (Dreifachsieger) ausgezeichnet.

Ein außerordentlich schneller Langstreckenläufer muß der Spartaner Ladas gewesen sein. Zwei Epigramme rühmten seine Schnelligkeit. Gerade bei den längeren Strecken ist ja ein Leistungsvergleich auch ohne Uhr durch den Abstand des Siegers zu den Nächstplazierten am ehesten möglich. Ladas scheint völlig im Sport aufgegangen zu sein. Pausanias berichtet von einem Stadion, an der Straße nach Orchomenos gelegen, das nach diesem Läufer benannt war, weil er dort zu trainieren pflegte. Gleich nach

seinem Sieg im Langstreckenlauf (85. Olympiade; 440 v. u. Z.) sei er erkrankt und auf der Heimreise gestorben.

Besondere Leistungen werden von einigen Läufern erzählt, die nach ihrem Laufsieg in Olympia noch an demselben Tage in ihre über 100km entfernten Heimatstädte zurückgelaufen seien. Solche außerolympischen Langlaufleistungen werden im Altertum noch von anderen berichtet, ohne daß es uns möglich wäre, die Richtigkeit nachzuprüfen. Ebenso ist die Erzählung von dem Läufer, der den Athenern die Botschaft vom Sieg über die Perser bei Marathon (42 km von Athen entfernt) überbracht habe und danach tot zusammengebrochen sei, eine unverbürgte Nachricht. Sicher aber ist, daß der Marathonlauf keine antike olympische Disziplin gewesen ist, sondern bei den ersten modernen olympischen Spielen von 1896 erstmalig zum Andenken an jenen sagenhaften Lauf und als besondere Ehrung für das griechische Volk durchgeführt wurde.

Ebenfalls außerhalb des olympischen Programms fanden alle vier Jahre an vielen Orten, so auch in Olympia, zu Ehren der Göttin Hera gesonderte Frauenwettkämpfe statt, bei denen Mädchen in drei Altersklassen einen Laufwettkampf austrugen. Die Distanz betrug fünf Sechstel der normalen Stadionstrecke, also 160,22 m. Die Läuferinnen liefen mit offenem Haar in einem hemdartigen Gewand von Minilänge, die rechte Schulter und die rechte Brust blieben unbedeckt.

### *Diskuswerfen*

Der Diskus ist für uns nicht nur deshalb besonders interessant, weil er das einzige moderne Sportgerät ist, das wir unmittelbar aus der Antike übernommen haben, sondern er nimmt überhaupt in der Sportgeschichte eine Sonderstellung ein. Die meisten der antiken und auch der modernen Sportgeräte sind ja von Haus aus keine Übungs- und Wettkampfgeräte des friedlichen sportlichen Wettbewerbs, sondern vielmehr Werkzeuge oder Waffen, wie

### *Diskuswurf (Schraubenstil)*



etwa der Speer, Pfeil und Bogen oder der Wurfhammer. Der Diskus jedoch ist von Anfang an ein Gerät gewesen, das offenbar zu ausschließlich sportlichen Zwecken benutzt wurde. Schon in homerischer Zeit gab es das Diskuswerfen, und Wurfleistungen waren so allgemein bekannt, daß man eine normale Wurfweite als geläufiges Längenmaß verwendete, wie einen »Lanzenwurf« oder einen »Bogenschuß«.

Trotz oder vielleicht sogar wegen der großen Beliebtheit dieser Disziplin sind für uns heute nur unter Schwierigkeit und mit aller Vorsicht genauere Einzelheiten über den Diskuswurf aus den Quellen herauszulesen. Selbst die Vielzahl der aufgefundenen Disken, auch der in Olympia ausgegrabenen, hilft uns nicht weiter. Sie alle sind von unterschiedlicher Größe und Form, ihre Gewichte weichen stark voneinander ab, und von vielen wissen wir nicht, ob sie tatsächlich Sportgeräte oder Weihgaben als Dankspenden für einen errungenen Sieg oder lediglich Inschriftenträger waren.

Archäologische Funde, literarische Nachrichten und Schlußfolgerungen aus den Darstellungen auf Vasenbildern ergeben: Die Disken hatten im allgemeinen eine linsenförmige Gestalt wie unsere modernen. Als Material wurde anfangs Stein verwendet, später (etwa gegen 500 v. u. Z.) trat Bronze, und zwar häufiger gehämmerte als gegossene, an seine Stelle. Der Durchmesser schwankt zwischen 17 und 23 cm; ein in Olympia gefundenes Exemplar fällt mit seinen 32,3 cm Durchmesser aus dem Rahmen. Auch sein Gewicht von 6,635 kg paßt wenig zu dem Gewicht der anderen, das sich zwischen 1,268 kg und 3,992 kg bewegt.

Aus mehreren literarischen Stellen aber wird deutlich, daß in Olympia mit Disken von vorgeschriebenem Gewicht geworfen wurde und daß dort in einem Schatzhaus drei solcher Disken vorhanden waren. Einen allerdings nur unsicheren Hinweis über das Gewicht der Wettkampfdisken bringt uns die Überlieferung von der Wurfleistung des Phyallos von Kroton, mit dessen Leistungen wir uns noch bei der Darstellung des Weitsprungs zu beschäftigen haben werden. Die überlieferte, für unsere Begriffe geringe Wurfweite von 95 (delphischen) Fuß (28,10 m) läßt den



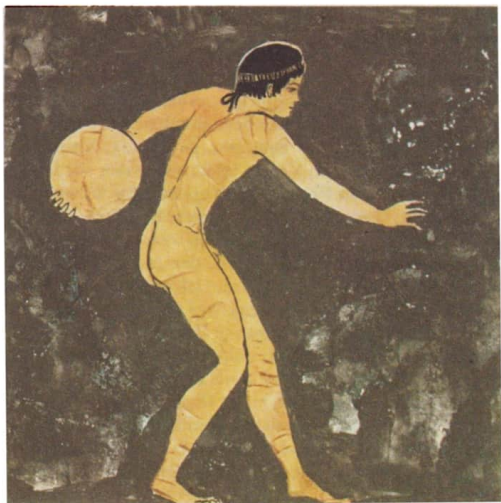
Schluß zu, daß die Disken nicht viel weniger als etwa 5 kg gewogen haben dürften.

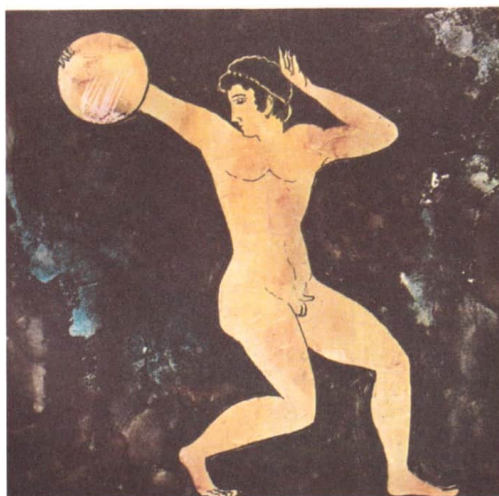
Über die Ausführung des Diskuswurfes ist lange diskutiert worden. Namhafte Altertumswissenschaftler haben mit aller Energie bestritten, daß die Griechen den Diskus, so wie unsere modernen Athleten, aus einer Kreisdrehung heraus geworfen hätten; und dies, obwohl bei der Schilderung von Diskuswürfen bei Homer die Tätigkeitswörter »dinein« und »peristrephein« (drehen, im Kreise herumwirbeln) gebraucht werden. Dabei wird jedem Anfänger im Diskuswerfen schon recht bald deutlich, wie sehr die Wurfleistungen aus der Drehung die aus dem Stand übertreffen. Und das sollten die Griechen, die Erfinder dieses einzigartigen Wurfgeräts, nicht auch bemerkt haben? Sollten sie in einem Wettkampf, in dem es um allerhöchste sportliche Ehren ging, nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft haben, die durch die Eigenart des Geräts und seine Funktion gegeben waren?

Daß sich ein Diskus beim Schwung mit dem ausgestreckten Arm auf einer Kreisbahn um den Körper (oder doch wenigstens auf einem Teil einer solchen) bewegt, das leugnen auch die Gegner der Drehungstheorie nicht, sie behaupten aber, beim Diskuswerfen bedeuteten die Wörter »dinein« und »peristrephein« (gegen den sonstigen Sprachgebrauch) nicht »im Kreise herumdrehen, wirbeln«, sondern nur »hin und her bewegen, ausholen«. Vermutlich haben die zahlreichen Vasenbilder, auf denen der Diskus in allen möglichen Phasen des Vor- und Rückschwunges zu sehen ist, diese Meinung hervorgebracht. Eine Drehung freilich läßt sich auf einer solchen »Momentaufnahme« nicht darstellen, aber für jeden, der nur etwas mit der Praxis des Diskuswerfens vertraut ist, ergibt die praktische Erfahrung zusammen mit dem, was auf den antiken Darstellungen zu sehen ist, folgende Erkenntnis: Bei Würfen mit dem Diskus aus dem Stand wird der Körper des Werfers, wenn der Diskus nach mehrmaligem Vor- und Zurückschwingen aus der Hand fliegt, ganz zwangsläufig in eine Drehung hineingerissen. Ferner ergibt sich, daß bei allen solchen Würfen die höchste Leistung erreicht wird, wenn der Körper von den Füßen an über Beine, Hüfte und Oberkörper mit dem weit ausgestreckten Arm möglichst

weit dem Wurfgerät »vorausseilt«. Dabei werden die beanspruchten Muskeln stark gedehnt, sie wirken wie gespannte Gummiseile, und der Diskus erhält schon dadurch eine gewisse Wurfenergie. Dazu tritt dann die vom Werfer bestimmte, harmonisch ablaufende Kraftentladung durch Kontraktion der beteiligten Muskeln und Muskelgruppen. Die Anfangsgeschwindigkeit des fliegenden Diskus und damit die Wurfleistung ist um so höher, je größer die dem Gerät vermittelte Energie ist, und diese wiederum ist um so größer, je länger der steigende Druck der gespannten und sich kontrahierenden Muskeln wirkt. Und damit ergibt sich beinahe automatisch die dem Wurf vorausgehende Drehung. Heute wird im allgemeinen der Schrauben- oder Spiralstil angewendet, eine Technik, bei der sich der Diskus vom tiefsten Punkt zur Ausgangsstellung schraubenförmig bis zum höchsten Punkt der Abwurfstellung erhebt.

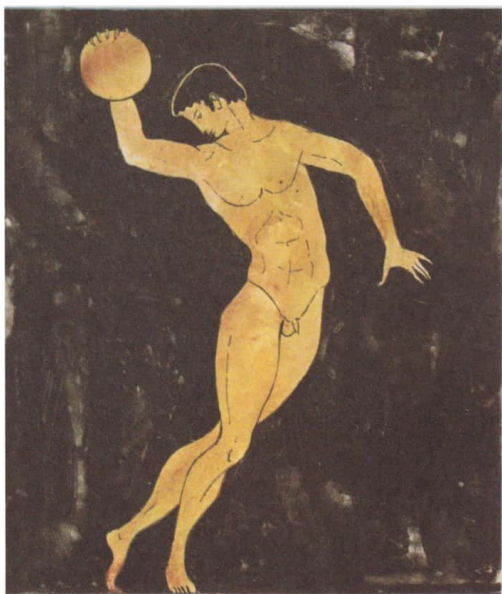
#### *Schwungholen zum Diskuswurf*





Noch vor einigen Jahrzehnten wurde von einigen Athleten der Wellenstil bevorzugt. Der Diskus wurde während der Drehung wellenförmig auf und ab bewegt. Auch diese Technik war den antiken Athleten bekannt, wie eine Abbildung unverkennbar beweist, bei der geradezu meisterhaft das Vorseilen des Körpers, die ungeheure Muskelspannung und die dem Diskus erteilte Energie dargestellt sind. Die Zeichnung sollte sogar als bildlicher Beweis für den Diskuswurf nach einer Körperdrehung gelten können. Einmal zeigt die ganze Haltung des Athleten, daß man aus dieser Stellung nur mit Drehung werfen kann, und zum anderen geben die verkehrt gezeichneten Beine (das linke Bein muß in Wirklichkeit vor dem rechten stehen) einen

*Diskuswurf (Wellenstil)*



Hinweis auf eine Drehung. Dem Künstler war offenbar in der Erinnerung geblieben, daß bei einem Diskuswerfer sich (für die Augen des Zuschauers) die Beine (eben während der verhältnismäßig schnellen Drehung) einmal gekreuzt hatten.

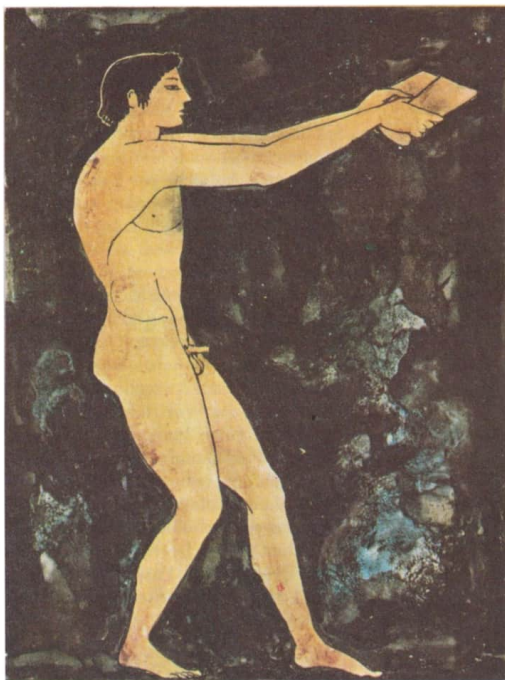
Heute läßt die Begrenzung des Wurfkreises nur eine Drehung für die Diskuswerfer zu. Ein solcher Kreis ist für das antike Olympia nicht nachzuweisen. Dennoch ist nicht anzunehmen, daß damals mehr als eine Drehung üblich war (obwohl mehrere Drehungen höhere Leistungen vermuten lassen), und zwar aus folgenden Erwägungen: Die geringe Breite des olympischen Stadions (etwa 30 m) brachte natürlich die Gefahr für die Zuschauer, von einem Diskus getroffen und erheblich verletzt oder gar getötet zu werden. In der griechischen Sage ist ein tödlicher Unfall beim Diskuswerfen ja ein beliebtes Motiv. Weder schriftliche noch bildliche Überlieferung gibt uns Nachricht über den Abwurfplatz im Stadion und die Beziehung zu den Zuschauerplätzen. Vielleicht hat auch hier die obligatorische Vorbereitungszeit unter Aufsicht der Kampfrichter vorbeugend gewirkt. Wahrscheinlich wurden nur solche Diskuswerfer zum Fünfkampf zugelassen, die die Wurftechnik so sicher beherrschten, daß Würfe in eine andere als die erlaubte Richtung unbedingt unterblieben. Unter dem Zwang, in eine ganz bestimmte Richtung werfen zu müssen, war aber an nur eine Drehung zu denken. Jede weitere Drehung hätte bei der notwendigen Geschwindigkeit den Werfer die Orientierung verlieren lassen und die Sicherheit in unzumutbarem Ausmaß vermindert.

Nicht nur das Beherrschen der Wurfrichtung, sondern das Werfen selbst verlangte einen immensen Trainingsfleiß. Nicht immer wird ein Fünfkämpfer so gute körperliche Voraussetzungen mitgebracht haben, wie sie Philostratos forderte: Er sollte schlank, wohlgebaut, hochgewachsen sein, mit eher langen als proportionierten Beinen, einer biegsamen und beweglichen Hüfte (Drehung!) und langen Händen mit schlanken Fingern zum Fassen des Diskus. Nur unablässiges Üben konnte etwa vorhandene konstitutionelle Mängel ausgleichen.

## *Weitspringen*

Keine athletische Disziplin hat die Gemüter der Fachgelehrten so bewegt und so unterschiedliche Beurteilungen gefunden wie der antike Weitsprung. Man hat geradezu von einem »Rätsel des antiken Weitsprungs« gesprochen. Und dies deshalb, weil uns einige Weitsprungleistungen überliefert sind, die so unglaublich klingen, daß sie zu den gewagtesten Aussagen Anlaß gegeben haben.

*Weitsprung. Schwungholen mit den Halteren (Sprunggewichten)*





*Weitspringer während des Sprunges*

Der uns schon als hervorragender Diskuswerfer bekannte Phyallos aus Kroton soll 55 Fuß (solonisch-attischer Fußlänge), also 16,28 m, der mehrfache Olympiasieger auf der Kurz- und der Mittelstrecke Chionis aus Sparta (28.–31. Olympiade, 668–656 v. u. Z.) soll 52 Fuß olympischen Maßes (16,66 m) und ein unbekannter Athlet aus Delos soll 50 Fuß äginäisch-attischen Maßes (16,40 m) weit gesprungen sein.

Es seien hier einige Erklärungen angemerkt, die in den letzten 100 Jahren über diese phantastischen Leistungen abgegeben worden sind: Tiefweitsprung (etwa den Skisprüngen ähnlich), Stabweitsprung, Dreisprung, Weitsprung mit einem freien Überschlag in der Luft (!), Federsprungbrett u.ä. Bemerkenswert ist noch, daß es auch Wissenschaftler gab, die ganz unbefangen den »sprunggeübten« Hellenen solche Leistungen vorbehaltlos zutrauten, ohne zu bedenken, daß solche Sprünge eine Sprunghöhe von über 4 m und eine Geschwindigkeit beim Absprung von 13 m/s (entspricht einer Hundertmeterzeit von 7;7 s) erfordert hätten.



*Ende eines Weitsprunges*

Was hat es nun mit dem »Rätsel des antiken Weitsprungs« auf sich?

Ein typisches Merkmal des Weitsprungs sind die Halte-  
ren (Sprunggewichte). Literarische und bildliche Darstel-  
lungen sowie archäologische Funde lassen verschiedene  
Formen, Größen und Gewichte erkennen. Das Material  
war Stein oder Blei, die Grundform die der Hantel. Das  
Durchschnittsgewicht betrug 2,5 kg. Mit diesen Hanteln  
sprangen die Griechen, wie literarische Quellen behaupten,  
weiter und sicherer als ohne sie. Daß man mit einer Bela-  
stung von 2,5 kg in jeder Hand nicht wie unsere heutigen  
Sportler, also mit Anlauf, weitspringen kann, ist einleuch-  
tend. Versuche haben erwiesen, daß solche Sprungge-  
wichte beim heutigen Sprungstil keine Verbesserung be-  
deuten, sondern eindeutig einen Leistungsabfall bringen.  
Dagegen zeigten diese Versuche ganz deutliche Leistungs-  
verbesserungen durch die Benutzung der Sprunggewichte,  
wenn statt eines Sprunges mit Anlauf in der heute üblichen



Form ein Schlußsprung aus dem Stand ausgeführt wurde. Aber nicht nur die tatsächlich meßbare Leistung wurde deutlich verbessert (15 bis 20 cm für jeden einzelnen Sprung), sondern die Hanteln halfen auch eine Forderung der olympischen Weitsprungbestimmungen besser zu erfüllen. Die Springer mußten nämlich in den sicheren Stand springen; wenn sie beim Aufkommen strauchelten und umfielen, wurde der Sprung nicht gewertet. Nach den modernen praktischen Versuchen erhöhen diese Sprunggewichte die Standfestigkeit spürbar. Von keinem der Versuchsspringer wurde, obwohl sich unter ihnen auch der seinerzeitige Inhaber eines Landesrekordes befand, eine Sprungweite von 3 m erreicht (beste Weite 2,84 m). An anderer Stelle durchgeführte Versuche haben aber auch zu Weiten über 3 m geführt.

Aus literarischen Quellen wissen wir, daß für den Weit-

*Weitsprung. Auflockern des Sprunggrubensandes*



sprung eine Sprunggrube (Skamma) durch Aufgraben, Auflockern und Glätten in einer Länge von 50 Fuß hergerichtet wurde. Eine Absprungunterlage (Bater), unserem modernen Sprungbalken ähnlich, bezeichnete die Stelle des Sprungbeginns.

Da die Sprunggewichte bei einem Sprung aus dem Stand nachweislich die Leistung erhöhen, die Sprungausführung verbessern und die Sprunganlage relativ lang war, müssen wir für den antiken Weitsprung einen aus fünf einzelnen Standsprüngen hintereinander zusammengesetzten Sprung annehmen. Sprungweiten von 50 Fuß sind unter diesen Voraussetzungen durchaus erklärbar. Sie stellen zugleich außergewöhnlich gute Leistungen dar.

### *Speerwerfen*

Dritte Disziplin des Fünfkampfes war das Speerwerfen. Da der Speer zu den ältesten Waffen für Jagd und Krieg gehört, ist es natürlich, daß man sich dauernd in der Handhabung dieses Geräts übte und seine Leistungen zu verbessern trachtete. Der Übergang zum Sportgerät war deshalb schon früh gegeben.

Wie unser Speer war auch der antike aus Holz und hatte eine metallene Spitze oder besser eine vorn angebrachte metallene, eher stumpf als spitz auslaufende, tüllenartige Hülse; das etwa lassen die bildlichen Darstellungen vermuten. Auch die Länge können wir nach den Abbildungen nur vermuten, sie dürfte etwa zwei Meter betragen haben, also weniger als bei unserem heutigen 2,60 m langen Speer.

Was aber das antike Speerwerfen vom modernen unterscheidet, ist der Gebrauch der Wurfschlinge (Ankyle). Sie war ein integrierender Bestandteil des Wurfspeeres, so daß gelegentlich die Schlinge als Bezeichnung für den ganzen Speer verwendet wurde.

Ein Riemen oder eine Schnur, die in einer Schlinge endigten, wurde vor dem Wurf etwa in der Mitte in straffen Wicklungen befestigt. Die Bilder lassen nicht erkennen, ob die Schnur dauernd mit dem Speer fest verbunden war oder ob sie nur durch straffe Wicklung am Speer festgezurrte wurde, was technisch durchaus möglich ist. Entscheidend



*Speerwerfen. Der Werfer überprüft vor dem Anlauf den richtigen Sitz der Wurfschlinge*

war offenbar der straffe Sitz der Schnur; denn auf einer Abbildung ist zu erkennen, daß der Werfer einen Fuß auf das Ende der Schnur gesetzt hat, den Speer mit beiden Händen kräftig nach oben zieht und damit einen straffen Sitz der Schnur am Speer erreicht. Da die richtige Lage der Wicklung am Speer unter Umständen entscheidend für das gute Gelingen des Wurfes sein konnte, ist zu vermuten, daß jeder Werfer selbst diese Lage bestimmen wollte, und deshalb erscheint eine dauernde Befestigung der Wurfschlinge am Speer wenig wahrscheinlich. Zum Wurf wurde der Speer zwischen Daumen und Zeigefinger gelegt, die Spitzen von Zeigefinger und Mittelfinger erfaßten die Schlaufe, und die Schnur wurde durch Drehen des Speeres gestrafft. Beim Abwurf vermittelte die ablaufende Schnur dem Speer einen Drall, die Fingerspitzen glitten aus der Schlinge, und der Speer flog mit der Schnur davon.

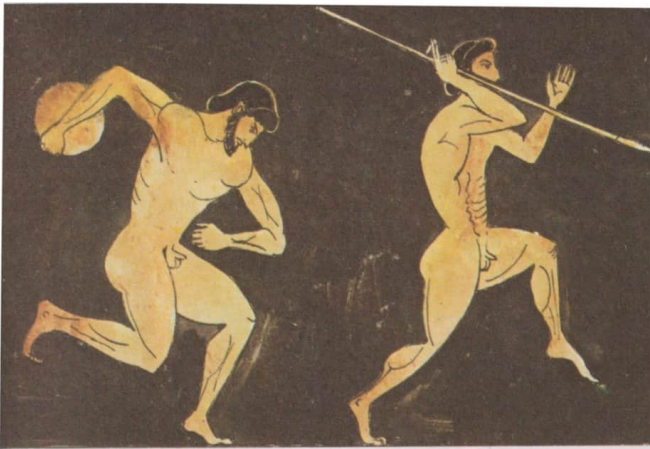
Die Verwendung dieser Schnur brachte zwei Vorteile. Einmal ließ sie den Armzug länger wirken, erteilte damit dem Speer eine größere Geschwindigkeit und verbesserte so die Wurfleistung. Zweitens ermöglichte der Drall dem Speer einen ruhigen Flug und sichere Landung. Wieweit

die Leistung durch die Schlinge verbessert wurde, darüber gehen die Meinungen auseinander. Solche exakten Versuche und Messungen, wie sie für die Hantelspringer angestellt wurden, liegen für den Schlingenspeer leider noch nicht vor.

Gestritten wurde in vergangener Zeit häufig darüber, ob der olympische Speerwurf ein Zielwurf oder ein Weitwurf gewesen sei. Mit Recht hat man schließlich die Theorie des Zielwurfes aufgegeben und sich für den Weitwurf entschieden. Literarische Quellen versagen in diesem Punkte, und auch über die Wurftechnik ist da nichts zu finden. Aber die zahlreichen Abbildungen geben uns ein deutliches Bild vom Ablauf eines Speerwurfes. Danach stimmte die Technik von damals mit der heutigen überein. Der Speer wurde nach einem Anlauf von einer Abwurflinie geworfen. Während des Laufes wurde der Speer in waagerechter Lage oder mit der Spitze leicht nach unten geneigt in Kopfhöhe getragen, im Rhythmus des Laufens leicht vor- und zurückbewegt. Wie beim Diskuswerfen ist

#### *Speerwerfen. Anlauf unter Flötenmusik*





*Speerwerfen beim Anlauf mit Schlingenspeer, links ein Diskuswerfer bei der Drehung*

auch die beste Leistung zu erreichen, wenn der Wurfarm möglichst weit zurückgenommen wird. Dazu muß auch die Schulter zurückgenommen werden. Da sich dabei zwangsläufig auch die Hüften drehen müssen, wird der ganze Körper des Werfers um nahezu  $90^\circ$  nach rechts (bei Rechtshändern) verdreht. Die Beine können nun nicht mehr parallel nebeneinander vorbeistreichen, sondern müssen im Kreuztritt übereinandertreten. Die moderne Technik erlaubt es uns, diesen Vorgang in Zeitlupenaufnahmen genau zu verfolgen, besonders der Kreuztritt ist bei Weltklasse-Werfern und -Werferinnen sehr gut zu erkennen. Auch die antiken Vasenbildner haben das Wesentliche dieser Wurftechnik deutlich herausgearbeitet und uns überliefert.

Mit diesen drei Disziplinen, Diskuswerfen, Weitspringen und Speerwerfen, sind die »dem Fünfkampf eigentümli-



*Speerwerfen. Der Werfer befindet sich vor dem Abwurfrahmen und hat den Wurfbalken weit zurückgenommen*

chen« Übungen abgeschlossen. Von den beiden letzten Bestandteilen haben wir den Lauf schon kennengelernt, wobei ungeklärt bleibt, welche der Laufstrecken für den Fünfkampf vorgesehen war. Die vielfach vertretene Meinung, der Stadionlauf sei die gegebene Strecke gewesen, ist zumindest nicht zu widerlegen.

Über die Formen des den Fünfkampf abschließenden Ringkampfes soll im Kapitel Schwerathletik noch gesondert berichtet werden.

### *Siegerermittlung im Fünfkampf (Pentathlon)*

Etwa ebenso heftig wie über den Weitsprung ist in der Vergangenheit darüber gestritten worden, wie in Olympia

der Sieger im Fünfkampf (Pentathlon) festgestellt wurde. Die Quellen scheinen sich hier in einzelnen Punkten zu widersprechen. Nach neuesten Untersuchungen läßt sich aber die scheinbar widerspruchsvolle Überlieferung in einen sinnvollen Zusammenhang bringen, wenn man das Prinzip des »dreifachen relativen Sieges« zugrunde legt.

Danach lassen sich folgende Regeln ableiten:

1. Der Erste in drei Disziplinen war Gesamtsieger.
2. Wer einem anderen in drei Disziplinen unterlegen war, schied aus. Das Ausscheiden war frühestens nach der dritten Disziplin möglich.

3. Damit konnte der Fünfkampf schon nach den drei ersten Disziplinen (den »eentlichen«) entschieden sein, wenn nämlich in diesen immer derselbe Athlet gesiegt hatte. Auch nach der vierten Disziplin konnte der Fünfkampf abgebrochen werden, wenn ein Athlet in drei dieser vier Disziplinen gesiegt hatte.

4. Wurden bis zur vierten Disziplin von keinem Athleten drei Siege errungen, so entschied der Ringkampf als letzte Disziplin nach den für die Kampfsportarten gebräuchlichen Regeln. Bis zum Ringkampf waren alle ausgeschieden, die einem Konkurrenten in drei Disziplinen unterlegen waren.

So konnte der Sieg gelegentlich in der dritten oder vierten Disziplin entschieden werden. Mitunter mußte eine der Leichtathletik so fremde Disziplin, wie es der Ringkampf ist, die Entscheidung bringen.

Damit erweist sich der bei flüchtigem Betrachten so einfach aussehende Mehrkampf der Antike als eine sportgeschichtliche Tat ersten Ranges. Er vereinigte drei leichtathletische Disziplinen vorwiegend technischen Charakters (wegen der Sprunggewichte und seiner sonstigen Besonderheiten sollte man auch den Weitsprung zu den technischen Übungen rechnen) mit einem Lauf und einer schwerathletischen Disziplin. Die Vielseitigkeitsanforderungen waren somit erheblich. Dazu kommt, daß die Besonderheiten der technischen Disziplinen von allen Bewerbern ein Höchstmaß an Trainingsfleiß und sportlicher Hingabe forderten und den Fünfkämpfer zum »Athleten der Athleten« machten.

# Schwerathletik

Der Bereich der Schwerathletik wurde in Olympia von den drei Kampfsportarten Ringkampf, Faustkampf und Pankration vertreten. In der angeführten Reihenfolge wurden sie in das olympische Programm aufgenommen. Mehr als andere athletische Disziplinen haben gerade diese für die Geschichte Olympias Gewicht und Bedeutung, weil sich in ihnen, in ihren Formen, ihren konstitutionellen Voraussetzungen und körperlichen Auswirkungen, die geschichtliche Entwicklung der Olympischen Spiele recht augenfällig widerspiegelt.

## *Faustkampf*

Neben den besonderen Regeln für den olympischen Faustkampf hat die ausschlaggebende Bedeutung für den Stil, in dem sich ein olympischer Faustkampf abspielte, das »Gerät«, dessen sich die Griechen dabei bedienten: die Faustbekleidung.

Schon in homerischer Zeit, also noch bevor der Faustkampf olympische Sportart wurde, wetteiferten griechische Faustkämpfer nicht mehr mit der bloßen Faust. Lederne Riemen in einer Länge von etwa drei Metern, an Schmiegsamkeit, Dicke und Breite unseren heutigen Zügeln ähnlich, wurden in mehreren Windungen um die Knöchel, das Handgelenk und den Unterarm gewickelt, die Finger blieben dabei frei.

In dieser frühen Zeit waren die Riemen – sie wurden im Gegensatz zu späteren »weiche« genannt – in erster Linie als Schutzwaffen gedacht. Sie sollten die Knöchel vor etwaigen Verletzungen beim Aufprall der Faust auf die Kopfparten des Gegners schützen und eine bessere Deckung ermöglichen, als eine bloße Hand oder ein ungeschütztes Handgelenk sie bieten. Unbestreitbar hat eine solche Umwicklung der Faust den – wahrscheinlich unbeabsichtigten – Nebeneffekt, daß damit über den Knöcheln eine Art Lederpolster entsteht, das in der Tat geeignet ist, die Wucht des eigenen Angriffs zu mildern und dem Gegner allzu schwere Verletzungen zu ersparen.



Diese »weichen« Faustriemen, die sich die Athleten offenbar immer selbst, gelegentlich unter Zuhilfenahme der Zähne, umwickeln mußten, blieben bis zum fünften Jahrhundert v. u. Z. im Gebrauch und wurden dann durch ein fertiges, handschuhartiges Riemengeflecht abgelöst, das auch wieder die Finger frei ließ und bei dem nunmehr härteres, weniger schmiegsames Material verwendet werden konnte. Ein harter, scharfkantiger, wie ein Schlagring auf dem Riemengeflecht angebrachter, ziemlich dicker Riemen erhöhte die Schlagwirkung. Am Unterarm war dieser Handschuh mit einer Pelzverbrämung abgeschlossen, die man mit einiger Berechtigung für den Umschlag einer durchgehenden Innenfütterung aus Fell halten kann. Sie sollte dem Faustkämpfer eine bessere Deckung ermöglichen.

Gelegentlich wird behauptet, aufgesetzte Metallbuckel oder gar ganzmetallene Handschuhe hätten die Faustbewaffnung der griechischen Olympiakämpfer zu »wahren Mordwerkzeugen« gemacht, die »wie schwere Hämmer auf Haupt und Brust« trafen. Das ist eine laienhafte Erfindung sportunkundiger, allzu phantasiebegabter Autoren. Aufgenähte Bleibuckel sind nur bei römischen (d. h. dem griechischen Sport im Grunde ohne Verständnis gegenüberstehenden) Schriftstellern überliefert; vollmetallene Faustbewaffnungen sind erst für die spätere Kaiserzeit bei Gladiatorenkämpfen, also unsportlichen Veranstaltungen, nachweisbar.

Angeblieh soll der erste olympische Sieger im Faustkampf, Onomastos aus Smyrna, Faustkampfregeln schriftlich festgehalten haben. Sie sind nicht erhalten, und wir müssen versuchen, aus literarischen Bruchstücken und archäologischen Funden eine Vorstellung von dem zu gewinnen, was erlaubt oder verboten, gebräuchlich oder verpönt war.

Danach ergibt sich etwa folgendes Bild: Allzu enge räumliche Begrenzung, wie etwa unser moderner Boxring, ist ebensowenig anzunehmen wie zeitliche (Runden, Zwangspausen).

Punktsiege oder ähnliche Entscheidungen (etwa technischer K. o. nach dem Ermessen der Kampfrichter) gab es nicht. Der Sieg wurde durch Kampfunfähigkeit eines

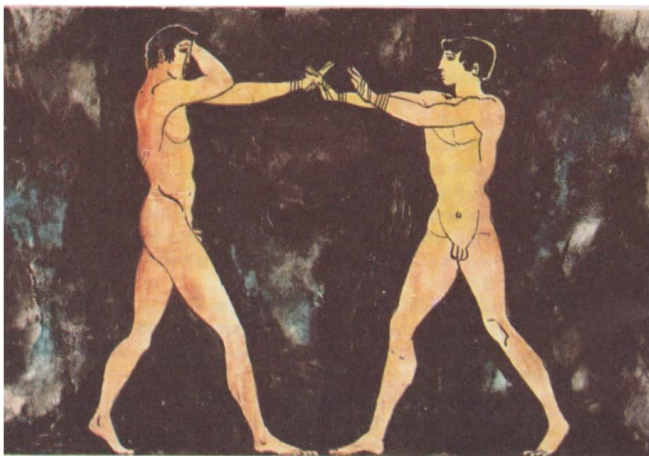
Teilnehmers errungen. Häufig genug wird ein Niederschlag (K.o.) allen Zuschauern den Sieg eines Faustkämpfers deutlich gemacht haben. Antike Dichter nahmen gern ein solches Ende eines Faustkampfes als künstlerischen Vorwurf.

Aber in der Regel wird wohl die andere Möglichkeit einen antiken Faustkampf entschieden haben: Erklärung der Kampfunfähigkeit durch den Besiegten selbst, entweder mit dem Wort »apagoreuo« (ich gebe auf) oder durch Erheben einer Hand, meist mit ausgestrecktem Zeigefinger.

Wie heute war offenbar auch in der Antike das Klammern oder Festhalten verboten.

Anders als beim modernen Boxkampf galten alle Angriffe nur der gegnerischen Kopfpartie. Es kann als sicher gelten, daß Treffer auf andere Körperteile, also besonders auf Brust und Schultern, nicht nur ungebräuchlich, sondern sogar verboten waren. Geschlagen wurden: gerader Stoß,

#### *Faustkampf. Auslage in der Distanz*





*Faustkampf. Kinntreffer*

Haken und Schwinger. Somit bestimmten drei Momente den Stil eines griechischen Faustkampfes:

1. Bewaffnung der Faust, deren Geschichte deutlich macht, daß sie mehr und mehr darauf abgestellt war, Gegner physisch und psychisch zu erschüttern;

2. die Praxis, alle Schläge gegen Kopf oder Gesicht zu richten;

3. Entscheidung mit der körperlichen oder moralischen Kampfunfähigkeit eines der Gegner.

Danach können wir uns Durchführung und Verlauf eines olympischen Faustkampfes ungefähr so vorstellen:

Die Athleten standen sich in aufrechter Haltung mit hoch erhobenen Armen (nach den Abbildungen zumeist in Linksauslage) gegenüber, den ausgelegten Arm leicht angewinkelt, den anderen – etwa in gleicher Höhe stärker im Ellenbogengelenk gebeugt – für einen Haken oder Schwinger bereitgehalten, die Beine in ziemlich weiter Schrittstellung. Da Körpertreffer verboten waren,

brauchte die Partie vom Hals bis zur Gürtellinie nicht gedeckt zu werden, und so finden die betont aufrechte Haltung und die beiderseits hoch erhobenen Arme ihre plausible Erklärung.

Wenn auf den Vasenbildern die Faustkämpfer oft in verhältnismäßig weiter Schrittstellung dargestellt sind oder gar aneinander vorbeitreten, so lassen sich solche Abbildungen nur unter Berücksichtigung einer gewissen, allen antiken Sportdarstellungen anhaftenden Ungenauigkeit in bestimmten Einzelheiten erklären. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß sich antike Faustkämpfer wie Boxer von heute gegenüberstanden und nicht etwa in einer völlig unzweckmäßigen Seitwärts-Auswärts-Position.

Wie beim modernen Boxkampf der aktiven Verteidigung eine besondere Bedeutung zukommt, so auch im antiken Faustkampf, ja dort noch viel mehr, weil auch die »weichen« Faustriemen der frühen Zeit wesentlich härter

*Faustkampf. Kinnstreffer mit K.-o.-Wirkung*



waren als unsere heutigen Acht-Unzen-Handschuhe, ganz zu schweigen von den späteren »harten« Riemenhandschuhen mit dem scharfkantigen Lederschlagring. Die dünne »Polsterung« beider Handschuhformen dürfte es allerdings einem antiken Faustkämpfer unmöglich gemacht haben, die Handschuhe wie heute zur Deckung zu benutzen (Handschuh eng an die bedrohte Körperpartie gepreßt), sondern er muß die Treffer weit vor dem eigenen Körper in elastischer Abwehr aufgefangen haben. Zum Auffangen war naturgemäß die Innenfläche der Hand am besten geeignet, und so zeigen die Abbildungen oft, wie die Faustkämpfer die Hände leicht geöffnet zur Abwehr vorstrecken. Man sollte aus solchen Darstellungen aber nicht schließen (wie gelegentlich zu lesen ist), es wäre mit offener Hand geschlagen worden. Die andere Möglichkeit, einen Treffer zu verhindern, ist das Ausweichen, und diese Art der Abwehr gewann in Olympia um so größere Bedeutung, je härter die Handschuhe wurden. Dies führte dazu, daß man den besonders rühmte, der gesiegt hatte, ohne einen Treffer hinnehmen zu müssen.

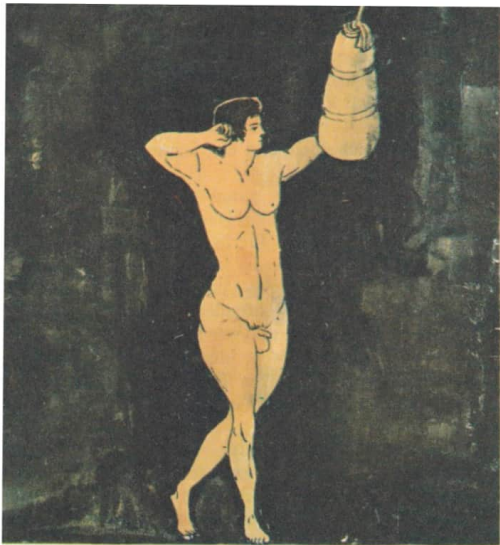
Das heißt aber nicht, daß der kunstvolle Angriff und die Ausbildung in einer wirkungsvollen Schlagtechnik in den Hintergrund getreten wäre. Gegen eine solche Auffassung sprechen nicht nur zahlreiche künstlerische Darstellungen, auf denen Treffer oder deren Auswirkungen deutlich zu erkennen sind, sondern auch (stark übertreibende) Spottverse auf Faustkämpfer, die durch Treffer bis zur Unkenntlichkeit entstellt gewesen sein sollen.

Natürlich waren die Stellen des Kopfes als Ziele für die Treffer bevorzugt, deren Empfindlichkeit – wie man genau wußte – die Kampfunfähigkeit des Getroffenen, also einen tatsächlichen oder technischen K. o., herbeiführen mußte. Das waren Kinnschläge und Kinnwinkel (oder vielleicht die Gegend des Ohres) für die sofortige K.-o.-Wirkung, ferner Nase, Mund und Augengegend zur Zermürbung des Gegners. Ob Schläge gegen die Halsschlagader, die eine ähnliche Wirkung wie Treffer auf die Kinnschläge haben, gebräuchlich waren, läßt sich nicht nachweisen. Treffer auf die Kinnschläge sind auf Abbildungen deutlich erkennbar, Schläge auf die Ohrengegend literarisch belegt, zerschlagene Ohren auf Plastiken dargestellt.

Als Abwehrmöglichkeiten boten sich der Nachstellschritt nach hinten und das seitliche Ausweichen an. Obwohl man bei angesehenen Kennern des antiken Sports lesen kann, die Griechen seien Meister im Abducken gewesen, gibt es dafür doch keinen einwandfreien Beweis. Weder die bildlichen noch die literarischen Quellen lassen etwas Derartiges erkennen. Und das entspricht auch durchaus dem Stil und der Praxis des antiken Faustkampfes. Abducken hat nur Sinn, wenn dabei zugleich beide Hände in Doppeldeckung dicht an den Kopf genommen werden, was aber wegen der Härte der Faustbewaffnung unzweckmäßig gewesen wäre. Ferner ist aus dem Abducken heraus die Körperpartie des Gegners die gegebene Angriffsfläche, und gerade diese Fortsetzung des Kampfes war ja für einen griechischen Faustkämpfer, der einen Schlag abgeduckt hatte, nicht möglich.

*Faustkampf. Der angeschlagene Athlet hebt zum Zeichen der Aufgabe den Zeigefinger*





*Faustkampf. Training am Sandsack*

Wenn ein antiker Boxer die sich ihm durch die Regeln und besonderen Gegebenheiten bietenden Möglichkeiten richtig wahrnehmen, wenn er einen heftig angreifenden Gegner ermüden und mit dessen Ermüdung eine günstige Situation für einen eigenen wirkungsvollen Angriff schaffen wollte, dann mußte er den Kampf in der Distanz halten. Und dazu war eine kräftige, blitzschnelle Fußarbeit mit kurzen Nachstellschritten oder Sprüngen unerlässlich.

Das Training war den Erfordernissen des Kampfes angepaßt. Bei der Härte der Faustbewaffnung mußte, auch wenn für einen Trainingskampf mit einem Partner gewisse Milderungen und Schutzvorrichtungen (deren Vorhandensein überliefert ist) möglich gewesen sind, der Übungskampf hinter den harten Möglichkeiten des tatsächlichen Kampfes weit zurückbleiben.

Andere Hilfsmittel mußten hier Platz greifen. An einem

schweren, sandgefüllten Boxsack (korykos) wurde die Wucht der Schläge und Stöße geübt und die Kraft der Arm-, Brust- und Rückenmuskeln gestärkt, am kleineren (vermutlich mit Kork oder ähnlich leichtem Inhalt gefüllten) die Treffsicherheit und die Schnellkraft geübt und verbessert.

Der Ausbildung einer guten Fußarbeit diente das Schattenboxen (skiamachéin: »schattenkämpfen«; der antike Ausdruck und die Praxis sind heute noch in der Boxschule lebendig). Es ist ein Kämpfen mit einem tatsächlich nicht vorhandenen, nur vorgestellten, eingebildeten Gegner, ein fortwährendes Angreifen, Schlagen, Ausweichen nach hinten und zur Seite.

Der antike Faustkampf beanspruchte ebenso wie das moderne Boxen den ganzen Körper und brachte dem Faustkämpfer einen kraftvoll-elastischen, voll durchgebildeten Körper.

Daß die antiken Faustkämpfer – ebenso wie die Athleten der beiden anderen Kampfsportarten – nicht in Gewichtsklassen aufgeteilt waren, wirkte sich freilich nachteilig aus; denn damit waren wahrscheinlich, besonders in der späteren Zeit, kleinere, leichtgewichtige Bewerber (als chancenlos) von den Wettbewerben ausgeschlossen. Der Faustkampf war aber schon wegen seiner Schnelligkeit keineswegs eine reine Schwergewichtsangelegenheit, und die Athleten dürften den (nach heutigem Maßstab) mittleren Gewichtsklassen angehört haben. Eine künstlich betriebene Gewichtserhöhung hätten sie vermutlich mit einer Verschlechterung ihrer Gesamtkondition und ihrer Leistungsfähigkeit bezahlt.

Der ausgezeichneten Durchbildung des Körpers, die der antike Faustkampf vermittelte (der berühmte Thermenathlet kann als wahrer Muskelatlas gelten), steht allerdings ein nicht zu unterschätzendes Negativum gegenüber: die schädlichen Folgen der Kopftreffer auf den Gesundheitszustand. Uns ist darüber nichts Sicheres überliefert, aber es gibt einige literarische Darstellungen, in denen Faustkämpfer in den herabsetzenden Schmähreden und Drohungen gegen ihre Kampfpartner ein ähnliches hochfahrendes, herausforderndes Auftreten an den Tag legen, wie es in der modernen Sportmedizin als erstes Anzeichen einer schwe-



ren psychischen Störung infolge von Gehirnschädigungen (Enzephalopathia traumatica des Berufsboxers, kurz ETB genannt) geschildert wird.

### *Ringkampf*

Man pflegt heute die Kämpfe dieser Disziplin in zwei Stilarten auszutragen, im griechisch-römischen (oder klassischen) Stil und im freien Stil. Dabei ist die Bezeichnung »griechisch-römisch« und »klassisch« irreführend, wenn man daraus entnehmen wollte, die Griechen hätten in Olympia so gerungen wie unsere Ringer in dieser Stilart heute. Dem ist aber ganz und gar nicht so, sondern der »griechisch-römische« Stil (Stand- und Bodenkampf, Griffe nur bis zur Gürtellinie erlaubt) wurde im vorigen Jahrhundert von den Berufsringern in Südfrankreich erfunden. Der olympische Ringkampf der Griechen sah ganz anders aus. Und er besaß noch gegenüber dem Faustkampf und dem Pankration, also den beiden anderen schwerathletischen Disziplinen, eine Eigenart. Er stellte sich in zwei oder sogar in drei ganz unterschiedlichen Erscheinungsformen dar, und zwar nicht im zeitlichen Hintereinander einer historischen Entwicklung – das wäre ja nichts Besonderes –, sondern diese drei verschiedenen Formen gab es von einem bestimmten Punkt der historischen Entwicklung an gleichzeitig nebeneinander.

Die unterschiedlichen Formen des Ringkampfes erklären sich aus den verschiedenen konstitutionellen Voraussetzungen, die der Ringkampf der Männer als Spezialringkampf, ferner der Ringkampf als Teil des Mehrkampfes, des Pentathlons, und schließlich der Ringkampf der Jugendlichen verlangten.

Erstaunlich ist, daß diese drei Formen des Ringkampfes tatsächlich nebeneinander bestanden, obwohl wir mit Sicherheit annehmen können, daß für alle drei dieselben Kampfregeln galten und daß in allen drei nach denselben Bestimmungen über Sieg und Niederlage entschieden wurde.

Zur Demonstration einiger wichtiger Grundregeln müssen wir hier die von Homer meisterhaft dargestellten

Szenen des Ringkampfes zwischen Aias und Odysseus betrachten (Ilias 23, 728 ff.).

Beide Ringer haben sich im Zwiegriff gefaßt und verharren unbeweglich längere Zeit, ohne daß einer trotz größter Kraftanstrengung den anderen zu Boden werfen kann. Endlich überrumpelt Aias seinen Gegner, faßt ihn (wahrscheinlich im Untergriff), hebt ihn und will den siegbringenden Fall herbeiführen. In Sekundenschnelle aber schlägt der scheinbar hilflose Gehobene dem Heber seine Fersen in die Kniekehlen, und beide stürzen so schnell zu Boden, daß die Zuschauer kaum mit den Augen folgen können. Der Kampfrichter spricht sofort und unbedenklich dem den Sieg zu, der zweifellos den Fall bewirkt hat, dem geschickten Odysseus. Im nun folgenden zweiten Gang versucht Odysseus, seinen Gegner zu heben. Dies gelingt ihm aber nicht, er knickt im Kniegelenk ein, und beide fallen zu Boden. Offenbar kann der Kampfrichter nicht erkennen, wer von den beiden mehr zum Fallen beigetragen hat, ebensowenig wie wir es aus der Schilderung entnehmen können. Der Gang endet unentschieden. Die treffende Kürze der Darstellung nur wenige Jahre vor der Aufnahme des Ringkampfes in das olympische Programm zeigt, wie hoch entwickelt schon zu diesem Zeitpunkt die Ringkunst war. Der Dichter ist offenbar mit der Praxis des Ringens wohlvertraut.

Für uns ist der Ringkampf zwischen Aias und Odysseus von Bedeutung, weil er mithilft zu erkennen, wie in bestimmten Fällen entschieden wurde.

Aus der gesamten Überlieferung lassen sich folgende Hauptregeln ableiten:

1. Der Ringkampf ist Standkampf. Sieger ist, wer seinen Gegner dreimal zu Fall gebracht hat. Eine Fortsetzung des Kampfes als Bodenkampf gibt es nicht.

2. Der ganze Körper von Kopf bis Fuß ist Gegenstand der Griffe.

3. Beinausschlagen ist erlaubt.

4. Bei gemeinsamem Fall entscheidet der Kampfrichter, wer den Fall bewirkt hat.

5. Es ist verboten, den Gegner durch schmerzhaftes Schlagen, Würgen, Verdrehen der Gelenke oder ähnliches zum Aufgeben zu zwingen.

Von diesen Regeln erscheint uns die letzte besonders bedeutsam. Damit unterscheidet sich der Ringkampf ganz erheblich vom Faustkampf und vom Pankration, und er erfuhr schon in der Antike eine eigene Bewertung. Das Training des Ringkampfes wurde, weil es ja dieselben Formen zuließ wie der tatsächliche Kampf, diesem in seinem Wert gleichgesetzt. Auch die Spartaner nahmen keinen Anstoß daran, am Ringkampf teilzunehmen, obwohl es ihnen verboten war, sich als Faustkämpfer oder Pankratiasten zu versuchen. Bei ihrer einseitigen, auf Wehrsport, »Heldentum« und klagloses Ertragen von Schmerzen ausgerichteten körperlichen Erziehung hielten sie es für schimpflich, sich durch eigenen Verzicht für besiegt zu erklären. So weisen denn auch die uns überkommenen Siegerverzeichnisse keine spartanischen Faustkampf- oder Pankrationsieger aus, während von 34 sparta-

*Ringkampf. Die Ringer stehen in abwartender Haltung und sind bestrebt, das Ansetzen eines Untergriffes unmöglich zu machen, der Genickzug des rechten Ringers soll einen Ausheber einleiten*



nischen Siegern aus athletischen Wettkämpfen doch immerhin 10 Ringkampfsieger oder Sieger aus dem Fünfkampf, zu dem ja auch Ringkampf gehört, aufgezeichnet sind.

Diese Ringkampffregeln, das Fehlen einer Gewichtsklasseneinteilung und die Doppelform (Einzeldisziplin und Bestandteil des Fünfkampfes) ergeben für den Ringkampf folgendes Bild.

Bei einem Standkampf, der mit dem Niederwurf des Gegners beendet war, hatten natürlich alle Bodenkampfgriffe keinen Platz. Ebenso mußten alle Griffe ausscheiden, die im modernen Ringkampf unter der Bezeichnung Fallgriffe verstanden werden, also jene, bei denen sich der Ausführende mit seinem Gegner so fallen läßt, daß sich daraus die siebringende Rückenlage ergibt oder herbeiführen läßt.

Es bleiben damit die Gruppen der Untergriffe und der Kopf-, Schulter- und Hüftgriffe und -schwünge. Dazu kommen die damals beim Ringkampf erlaubten Beinhilfen.

Der wohl natürlichste Angriff für einen Ringer ist der Untergriff von vorn, da gegen ihn, wenn er einmal richtig angesetzt werden konnte, kaum ein wirksamer Abwehrgriff gegeben ist. Auf den bildlichen Darstellungen ist er weniger häufig in der Durchführung zu erkennen als vielmehr in der behutsamen Vorsicht, mit der sich jeder vor dem gefährlichen Griff zu bewahren sucht. Der Rücken ist gekrümmt, die Hüfte wird betont aus dem Bereich des gegnerischen Zugriffs herausgehalten. Diese Stellung ließ sich nun freilich zum Genickzug mit anschließendem Ausheber ausnutzen. Auch der Schulterdrehschwung kann sehr wirksam aus dem Genickzug entwickelt werden. Das Ansetzen eines Genickzuges kann jedoch verhindert werden, wenn der Angegriffene seinerseits den Angreifer am Arm oder am Handgelenk faßt und je nach der augenblicklichen Lage und dem Kräfte- und Gewichtsverhältnis einen Kopf-, Schulter- oder Hüftschwung ansetzt und durchführt oder den Angreifer herumreißt und nun im Untergriff von hinten hebt. Der im Untergriff von hinten Gefaßte kann die Niederlage noch abwenden, indem er den Angreifer, bevor er zu heben vermag, blitzschnell an Kopf, Schultern oder

Achseln faßt, um ihn im schnellen Vorbeugen über den Rücken hinweg in den Sand zu werfen. Dies mochte sich besonders für Ringer empfehlen, die ihren Gegnern an Körpergröße und -gewicht unterlegen waren, weil bei dieser Art des Überwurfs die Gewichts Differenz am wenigsten spürbar ist.

Eine andere Möglichkeit der Abwehr bestand noch darin, daß der im Genickzug Heruntergedrückte seinen Kopf in die Achselhöhle des Angreifers schob und diesen dann mit Genickhebelzug nach hinten kopfüber zu Boden warf.

Diese kleine Auswahl an Ringergriffen sollte zeigen, daß dem antiken Ringkampf alle wichtigen Griffe des modernen (natürlich nur des Standkampfes) eigentümlich waren, und zugleich erkennen lassen, welche grundsätzlichen Forderungen an antike Ringer gestellt wurden.

Die Ausbildung hatte dem Ringer Theorie und Praxis, Kenntnis und technisch richtige Ausführung von Griffen

*Ringkampf. Mißglückter Ansatz eines Untergriffes*





*Ringkampf. Ausheber*

und Paraden zu vermitteln. Der Ringer mußte gewisse geistige Voraussetzungen, besonders Geistesgegenwart und schnelles Reaktionsvermögen, mitbringen und auch bestimmte körperliche Forderungen erfüllen.

Wenn schon die Schwünge neben Geschicklichkeit, Wendigkeit und Gelenkigkeit eine erhebliche Kraft und die Fähigkeit, fest zu stehen, also auch ein gewisses Minimum an Gewicht, erforderten, so waren Kraft und Gewicht noch viel mehr für die Untergriffe, Genickzüge und Ausheber nötig.

Im Untergriff und beim Ausheber muß der Gegner deutlich und nicht unbeträchtlich gehoben werden. Bei beiden Griffen (besonders im Ausheber) liegen die Schwerpunkte der Kämpfer ziemlich weit voneinander entfernt (anders als bei den Schwüngen). Ausgleichsmöglichkeit durch Hintenüberbiegen oder Näherherangehen sind nur gering, weil ja wegen der Besonderheiten der Regeln die Beine aus der Gefahrenzone herausgehalten werden müssen.

Gerade die Gefahr der Beingriffe brachte für den Untergriff eine weitere Erschwernis. Mit dem Gehobenen mußten einige, nicht zu kleine Pendelschwünge ausgeführt

werden. Einmal mußte der Angreifer dem Gegner die Möglichkeit nehmen, ihn durch einen gut sitzenden Schlag der Ferse in die Kniekehlen zu Fall zu bringen, mußte also die Beine des Gegners aus dem Bereich seiner eigenen Beine herausschwingen, zweitens mußte der Untergriff in einen eindeutigen Fall verwandelt werden. Dazu war es erforderlich, den Gegner möglichst bis in die Waagerechte pendeln zu lassen, damit er nicht noch beim Fall auf die Füße und in den festen Stand springen konnte.

Ein Ringer mit erheblich geringerem Körpergewicht als sein Gegner lief Gefahr, entweder durch Beinausschlagen gelegt zu werden oder den Gang dadurch zu verlieren, daß er beim Pendelnlassen der größeren Massen seines Gegners umfiel. Er mußte sich auf die Schwünge und von diesen auch nur auf die Kopf- und Schulterchwünge beschränken. Doch auf diese Weise verringerten sich seine Siegesaussichten in einem untragbaren Maße, und es blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als dieses Handikap aufzuheben, indem er wenigstens so viel Gewicht mit auf den Kampfplatz brachte, daß die Gewichts Differenz zu seinen

#### *Ringkampf. Schulterdrehgriff*



ihm durch das Los bestimmten Gegnern, deren Gewicht er im voraus nicht abschätzen konnte, ihm nicht von vornherein alle Chancen nahm.

Die olympischen »Einzelringer« (Spezialringer) mußten also ihre ringerischen Fertigkeiten in Angriff und Verteidigung, die Streckkraft ihrer Beinmuskeln, die Zugkraft ihrer Arm-, Brust-, Rücken- und Bauchmuskeln durch ein nicht zu geringes Körpergewicht ergänzen. Aber mit Gewicht allein war natürlich auch im antiken Ringkampf nichts auszurichten. Kenntnis und technische Beherrschung der vielen Griffe und Paraden, große Muskelkraft, eine gewisse Behendigkeit und Gelenkigkeit waren unerläßlich. Von zwei Gegnern, die diese Voraussetzungen gleich gut erfüllten, war jedoch der im Vorteil, der dem anderen an Gewicht überlegen war.

Das Wort des Philosophen Philon von Alexandria (etwa 25 v. u. Z.), daß er esse, um zu leben, ein Athlet hingegen, um fett und stark zu werden, scheint besonders auf die Ringkämpfer gemünzt zu sein, wie auch die in den Quellen mehrfach erwähnte Zwangsernährung vor allem für die Ringkämpfer gegolten haben mag.

Unter diesen Voraussetzungen und Bedingungen mußte sich der Einzelringkampf zu einer Schwergewichtsangelegenheit entwickeln, und damit mußten auch die Bewegungen der Ringer langsamer werden, obwohl der Ringkampf gar nicht langsam ist.

Als Prototyp eines solchen Schwergewichtsringers erscheint uns der mehrfache Olympionike Milon, der 26 Jahre lang auf allen großen panhellenischen Spielen mit mehr als 30 Siegen anscheinend so sehr zum Alptraum der Ringer geworden war, daß sich einmal kein Gegner für ihn finden lassen wollte und er den Kranz kampfflos zugesprochen bekam. Man könnte glauben, dieser Milon habe dem Bildhauer Lysipp im Geiste vorgeschwebt, als er seinen Farnesischen Herakles schuf. So etwa wie dieser müssen die olympischen Spezialringer ausgesehen haben.

Der Standkampf mit einem schwergewichtigen Gegner beanspruchte besonders die großen Muskelgruppen des Rumpfes und der Extremitäten auf Zug, und an einem kräftigen, breit gebauten Körper – einen solchen mußte ein Ringer schon besitzen, wenn er sich Chancen ausrechnen



wollte – bildeten sich durch intensives Training starke Muskelpakete der beanspruchten Partien.

Bei aller Vorsicht, die man bei Vergleichen walten lassen sollte, könnte man doch in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, wie sehr sich in den letzten Jahrzehnten bei uns die äußere Erscheinung der Kugelstoßer gewandelt hat. Als noch vor knapp 50 Jahren die Welthöchstleistungen im Kugelstoßen bei 16 Metern lagen, unterschieden sich die Kugelstoßer in ihrem Körperbau nur unwesentlich von den Leichtathleten anderer Disziplinen. Ihre hervorragenden Leistungen verdankten sie in der Hauptsache einer intensiven Hingabe an ihren Sport und einem unermüdlichen Trainingsfleiß. Moderne Kugelstoßer mit Stoßweiten über 20 und 21 Meter sehen ganz anders aus. Körpergröße und -gewicht haben für diese Weiten eine solche Bedeutung

### *Ringkampf. Schulterschwung*



gewonnen, daß Athleten mit einer Größe von weniger als 185 cm und einem Gewicht von wenig mehr als 100 kg kaum Aussicht haben, erfolgreich konkurrieren zu können.

Freilich, wie bei einem olympischen Spezialringer der Antike Kraft und Gewicht nicht alles waren, was den Erfolg verbürgte, so sind natürlich auch heute für einen Kugelstoßer Größe und Gewicht nicht die einzigen Voraussetzungen für einen Sieg. Ohne intensives systematisches Training sind keine Siege zu erringen. Aber ganz ohne die erwähnten körperlichen Voraussetzungen geht es heute für Kugelstoßer der Weltspitzenklasse eben nicht, ebenso wie von einem bestimmten Zeitpunkt der historischen Entwicklung an die olympischen Ringer auf bestimmte körperliche Voraussetzungen (Masse, Gewicht) nicht verzichten konnten.

Hier liegt auch neben den sportpraktischen Voraussetzungen für die Entwicklung zum Schwergewichtsringkampf (Fehlen von Gewichtsklassendifferenzierung, Standkampf, schmerzlose Griffe) die politisch-historische Komponente: die wachsende Bedeutung der Olympischen Spiele über das Gebiet der Peloponnes hinaus. Je mehr andere griechische Stadtstaaten ihr Interesse an den Spielen bekundeten, je mehr Ruhm der olympische Sieg dem Sieger und damit seiner Heimatstadt brachte und je mehr Ansehen und auch etwaiger Gewinn mit dem Sieg verbunden waren, um so mehr mußten auch von den Athleten alle sporttechnischen Möglichkeiten genutzt werden, den heißbegehrten Siegeskranz zu erringen. Und zu diesen Möglichkeiten gehörte eben auch das erhöhte Körpergewicht, das seinem Inhaber vergrößerte Siegeschancen vermittelte.

Zu dem wahrscheinlich nicht allzu ästhetischen Bild, das ein Spezialringer von Format darbot, kommen zwei weitere negative Kennzeichen des Ringkampfes: Einmal führte die starke Beanspruchung der Muskeln auf langanhaltenden Zug zu einer Muskelverhärtung, die es der einen oder anderen Muskelgruppe unmöglich machte, gelegentlich blitzschnelle Bewegungen auszuführen, ohne dabei Schaden zu nehmen. Zweitens lassen sich bei Kraftübungen jene übermäßigen Belastungen des Herzens und des Kreislaufsystems, die bei Sportärzten und Aktiven unter

der Bezeichnung Pressung bekannt sind, oft gar nicht vermeiden. Wie oft mögen die Ringer im letzten leidenschaftlichen Einsatz beim Kampf um den heißbegehrten Sieg ihrem Körper das Letzte abverlangt und dabei alle Möglichkeiten unter Einbeziehung der Pressung ausgeschöpft haben. Schwere organische Schädigung des Kreislaufsystems mögen manchen Bewerber um olympische Ehren frühzeitig aus der sportlichen Laufbahn geworfen haben, ohne daß eine Nachricht von seinem Mühen und Versagen auf uns gekommen wäre.

Vielleicht hat ein solcher Sportschaden dem Leben des Rhodiers Nikasylos ein Ende gesetzt, von dem Pausanias berichtet, daß er im Alter von 18 Jahren nicht mehr bei den Knaben ringen durfte. Er wurde von den Kampfrichtern für den Männerringkampf aufgerufen, in dem er auch siegte. Danach war er noch in Korinth und in Nemea siegreich. Doch zwanzigjährig – kurz vor seiner Rückkehr in die Heimat – starb er.

Von ganz anderen Voraussetzungen ging der Ringkampf aus, der als Bestandteil des Fünfkampfes unter Umständen die letzte Entscheidung dieses von leichtathletischen Disziplinen bestimmten Mehrkampfes bringen mußte. Wie wir bei der Behandlung des Fünfkampfes gesehen haben, war es durchaus nicht notwendig, daß zur Ermittlung des Fünfkampfsiegers der Ringkampf auch tatsächlich ausgetragen werden mußte. Das schließt aber nicht ein, daß er weniger Bedeutung gehabt hätte als die anderen Fünfkampfteile. Gewiß ist der Fünfkampf eine vorwiegend leichtathletische Disziplin, und die Fünfkämpfer, von denen wir wissen, daß sie außer im Mehrkampf auch noch in Spezialwettbewerben starteten, haben sich hauptsächlich in den leichtathletischen Läufen erfolgreich versucht (mit zwei Ausnahmen), aber vor der Notwendigkeit, den Ringkampf mit in das Trainingsprogramm einzubeziehen, blieb kein Fünfkämpfer bewahrt.

Die dem Ringkampfteil vorausgehenden Disziplinen mußten einen ganz anderen Typus eines Ringers auf den Kampfplatz bringen, als wir ihn bisher kennengelernt haben. Die Schnelligkeit und Leichtgewichtigkeit (leicht jedenfalls im Verhältnis zu den Spezialringern) der Sprinter verband sich mit der von den technischen Übungen

geförderten Kraft und Geschicklichkeit. Diese leichtathletischen Vorkämpfe oder »Vorentscheidungen« übernahmen gewissermaßen die Funktion der Waage. Der Ringkampf der Fünfkämpfer war wirklich noch eine Ringkunst. Es standen sich nicht wie im Spezialringkampf Kraft und Gewicht als dominierende Faktoren gegenüber, sondern hier konnten noch alle Schwünge, Griffe und Würfe zu ihrem Recht kommen, an denen auch der Standkampf so reich ist. Selbst in der Zeit des Verfalls der Spiele konnte dieser Ringkampf zu keinem Schwergewichtskampf werden. Er bildete die aus der Leichtathletik gewonnenen Werte, Schnelligkeit, Beweglichkeit und Kraft, weiter aus, bewahrte und festigte sie und trug mit dazu bei, den Körper des Fünfkämpfers so zu formen, daß dieser, wie Aristoteles einmal sagte, in der harmonischen Vereinigung von Kraft und Schnelligkeit der schönste Athlet war.

Wenn es auch bei den Jugendlichen (bis zu 18 Jahren) ebenfalls in den schwerathletischen Disziplinen keine Einteilung in Gewichtsklassen gab, so ist doch aus biologischen und sportpädagogischen Erwägungen zu schließen, daß bei den Ringern der Jugendklasse keine Schwergewichtsringer zu finden waren wie bei den Männern. Ein Jugendlicher neigt mehr als ein Erwachsener dazu, sich allseitig sportlich zu betätigen. Er liebt Bewegungsspiele, die Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Beweglichkeit erfordern, mehr als langsame Kraftübungen. Die griechische Gymnastik, in der die Knaben ausgebildet wurden, hatte einen harmonischen, allseitig durchgebildeten Körper zum Ziel. Zahlreiche Bildwerke können diese Vermutungen bestätigen. Die literarische Überlieferung kann sie weiter erhärten. Pausanias berichtet vom Sieger im Knabenringkampf Kratinos aus Aigeira in Achaia (etwa am Anfang des 3. Jahrhunderts v. u. Z.), er sei der schönste Junge seiner Zeit gewesen und habe auch »in hohem Maße mit Kunst (Technik)« gerungen, und zwar so sehr, daß auch seinem Trainer eine besondere Ehrung zuteil geworden sei.

In dem einzigen Fünfkampf, der in Olympia jemals für Knaben durchgeführt wurde, siegte der Spartaner Euteliadas (628 v. u. Z.). Bei denselben Spielen gewann er auch den Knabenringkampf. Wenn der Sieger in dem vorwie-

gend leichtathletisch bestimmten Fünfkampf zugleich Spezialringkampfsieger war, dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß jugendliche Sportler mit dem Habitus eines Schwergewichtlers nicht unter den Knabenringern zu finden waren.

Wie es die Fünfkämpfer taten, so dürften auch die Jugendlichen den Ringkampf beweglich, schnell und behende in der ihrer körperlichen Erscheinung gemäßen Form ausgeübt haben.

### *Pankration*

Als dritte Kampfsportart wurde das Pankration (Allkampf) bei den 33. Olympischen Spielen (648 v. u. Z.) in das olympische Programm aufgenommen. Knaben wurden erst sehr viel später (200 v. u. Z.) für diese Disziplin zugelassen, und das läßt schon einige Rückschlüsse zu auf die Formen,

*Pankration. Kampf mit allen Mitteln, mit Armen und Beinen*



unter denen sich ein solches Pankration abspielte. Nach antiker Darstellung (Philostratos) setzte es sich aus unvollkommenem Faustkampf und wenig vollkommenem Ringkampf zusammen. Derselbe Schriftsteller nennt es zugleich »das Schönste in Olympia«. Das sind einander widersprechende Aussagen, die einer gewissen Klärung bedürfen.

Aus bildlichen und literarischen Überlieferungen ergibt sich, daß der »Faustkampfanteil« des Pankrations sich vom reinen Faustkampf schon dadurch grundlegend unterschied, daß die Hände unbewaffnet blieben, und das mußte auch so sein; denn alles, was an Ringkampfähnlichem im Pankration enthalten war, ließ eine Faustbewaffnung nicht zu.

Auch der »Ringkampfanteil« unterschied sich deutlich vom reinen Ringkampf. Es wurde nämlich auch nach dem Fallen am Boden weitergekämpft. An den Standkampf schloß sich also ein Bodenkampf an, und erst in diesem Stadium fiel dann gewöhnlich die Entscheidung. Diese war herbeigeführt, wenn der Unterlegene in einen Zustand versetzt war, der ihm die Fortsetzung des Kampfes unmöglich machte. Der Besiegte gab seine Niederlage mündlich (»apagoreuo« wie beim Faustkampf) oder durch Abklopfen auf die Schulter des Siegers zu.

Die Kampfregeln des Pankrations zeichnen sich dadurch aus, daß sie fast gar keine Regelwidrigkeiten zu kennen scheinen. Lediglich Beißen und Kratzen waren verboten.

Daß in einem »Allkampf« der ganze Körper von Kopf bis Fuß Gegenstand der Angriffe war, braucht nicht besonders betont zu werden, aber es durften neben Armen und Fäusten auch Beine und Füße zu direktem Angriff und direkter Abwehr benutzt, es durfte mit Fuß und Knie getreten und gestoßen werden, es durften die Gelenke verdreht und der Gegner gewürgt werden.

Die Faustschläge mit unbewaffneter Faust hatten sicher einen anderen, viel geringeren Wirkungsgrad als im reinen Faustkampf. Sie dürften auch weniger aggressiven als vielmehr defensiven Charakter gehabt haben.

Auch der Teil des Pankration-Ringkampfes, der dem reinen Ringkampf am ähnlichsten war, der Standkampf,



*Pankration. Der Kampfrichter straft Regelwidrigkeit (Kratzen, Beißen?) mit Rutenschlägen*

trug ganz andere Züge. Der gravierende Unterschied lag darin, daß die für den Ringkampf so erfolgversprechenden Hebegriffe im Pankration unmöglich waren.

Einen Untergriff (von vorn oder von hinten) am Gegner anzusetzen, hätte für einen Pankratiasten schon die sichere Niederlage bedeutet. Wenn man in einem solchen Kampf den Gegner im Untergriff von vorn hebt, dann hat dieser die Möglichkeit, durch kräftige Faustschläge (sie waren ja im Pankration erlaubt) in das Gesicht des Gegners, dem beide Arme durch den Griff gebunden sind, nicht nur den Untergriff zu sprengen, sondern auch noch durch Verletzungen dem Hebenden die Fortsetzung des Kampfes zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Selbst wenn aus irgendeinem Grund Schläge ins Gesicht nicht möglich waren (vielleicht gelang es dem Angreifer, nach dem Heber die besonders empfindliche Nase an den Körper des Gehobenen zu drücken und damit in Sicherheit zu bringen),

konnte der Angegriffene immer noch seinen Gegner im Würgegriff um den Hals fassen, ihn durch Atembehinderung zur Lockerung des Griffes zwingen oder ihm durch Abklemmen der Halsschlagadern die Gehirndurchblutung unterbinden und so eine vorübergehende Bewußtlosigkeit hervorrufen, die nicht nur zur Lösung des Griffes geführt, sondern womöglich den Sieg überhaupt bedeutet hätte.

Ein Untergriff von hinten konnte ebenso wirkungsvoll durch kräftiges Zurücknehmen des Kopfes verhindert werden. Der harte Anprall des Hinterkopfes an die Nase hat immer zur Folge, daß der Angreifer seinen Griff unwillkürlich lockert, eine Erkenntnis, die jedem Schüler in der Kunst der Selbstverteidigung schon in den ersten Übungsstunden vermittelt wird.

Aus denselben Erwägungen müssen wir auch den Ausheber ausschließen, weil der Gehobene mit seinen Beinen womöglich noch wirkungsvoller gegen das Gesicht des Hebers agieren konnte als mit den Händen.

Wegen der Gefahr, die Faustschläge bringen konnten, mußte ein Pankratiast versuchen, die Arme und Hände seines Gegners zu binden. Er konnte im blitzschnellen Zugriff mit beiden Händen die des Gegenübers fassen und ihn für weitere Aktionen wehrlos machen. Entscheidendes war im allgemeinen damit noch nicht gewonnen, lediglich von dem Pankratiasten Sostratos wird berichtet, daß er einen besonderen Trick dabei anwandte. Er faßte nämlich die Finger seiner Gegner und »brach« sie. Auch wenn dieser Bericht übertrieben sein mag, wird er wohl die Finger derart zusammengedrückt und nach hinten gebogen haben, daß der Gegner, von Schmerz überwältigt, den Kampf aufgab. Sostratos trug deshalb den Beinamen Akrochersites (Fingerspitzenspezialist). Schon der Beiname zeigt, daß eine derartige Praxis die Ausnahme war, und es wird wohl selten ein Kampf in der geschilderten Weise gleich in den ersten Minuten oder Sekunden entschieden worden sein.

Viel häufiger wird es vorgekommen sein, daß nur eine Hand des Gegners erfaßt werden konnte (am sichersten mit beiden Händen), und dann mußte möglichst schnell der an der Hand Ergriffene in eine Lage versetzt werden, die es ihm unmöglich machte, durch Faustschläge mit der freien





*Pankration. Übergang zum Bodenkampf durch Schulterschwung*

Hand den Griff zu sprengen. Dazu wurde am zweckmäßigsten der erfaßte Arm mit einem wuchtigen Schwung so verdreht, daß der Gegner entweder vor Schmerz sofort aufgab oder aber in eine vorgebeugte Stellung oder in die Knie gezwungen und somit für weitere Angriffe günstig (für den Angreifer) »bereitgestellt« wurde.

Wenn aber die Kraft des Erfaßten oder das Unvermögen des Angreifers ein Verdrehen der Gelenke nicht zuließ, konnte der an der Hand oder am Unterarm gepackte Gegner mit einem Schwung (in diesem Falle bot sich besonders der langgefaßte Schulterschwung an) zu Boden geworfen werden.

Ein solcher Standkampf spielte sich in einer weit offeneren Form ab als der Ringkampf als Einzeldisziplin. Schwere Hebeübungen waren praktisch unmöglich, enge

Verschlingungen kamen seltener vor. Anstelle des langsamen, kraftvollen Zuges kam der schnelle Schwung zu seinem Recht.

Obwohl, wie wir glauben, in der Regel das Pankration erst im Stadium des Bodenkampfes entschieden wurde, ist über den Bodenkampf selbst literarisch und bildlich wenig überliefert. Wir können mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß durch den subjektiven Verzicht des einen Kämpfers die Entscheidung fiel.

Als Musterbeispiel könnte dafür die Schlußphase aus dem Kampf des Arrhachion von Phigalia gelten (54. Olympische Spiele, 564 v. u. Z.). Im Verlauf des Bodenkampfes wurde der schon in den beiden vorangegangenen

*Pankration. Bodenkampf mit Verdrehungsgriff und Faustschlag*



Olympiaden siegreiche Athlet von seinem Gegner im Würgegriff festgehalten. Es gelang ihm aber noch, dessen Fuß zu fassen und zu verdrehen, so daß der unerträgliche Schmerz diesen zwang, sich für besiegt zu erklären. In diesem Augenblick starb der gewürgte Arrhachion. Der Sieg wurde dem toten Pankratiasten zuerkannt.

Würge- und Verdrehungsgriffe waren es in der Hauptsache, die das Pankration im Bodenkampf beendeten. Faustschläge hatten hier, wenn sie überhaupt angewendet wurden, mehr noch als beim Standkampf nur defensiven Charakter.

Diese Praxis macht es uns schwer, zu entscheiden, wieweit beim Pankrationstraining der Übungskampf dem



tatsächlichen Kampf um olympische Ehren nahekam. Daß solche Verdrehungsgriffe im Training wirklich geübt wurden, ist literarisch belegt. Es erscheint aber unmöglich, daß man bei den Vorbereitungen so weit gehen konnte, wie man im Kampf gehen mußte. Das Training muß sich darauf beschränkt haben, daß ein Pankratiast das Ansetzen solcher Griffe und eine Anzahl entsprechender Befreiungsgriffe lernte oder auch nur kennenlernte, aber nicht bis zur letzten Konsequenz durchführen konnte.

Bei der Vielzahl dieser Griffe konnte er nicht auf alle Angriffe eine Abwehr parat haben. Er wird sich selbst einige wirkungsvolle Griffe eingeübt haben, für die er besonders gute körperliche Voraussetzungen mitbrachte, und sich im übrigen auf seine Kraft und Geschicklichkeit verlassen haben, die er in einem allgemeinen Konditionstraining fördern konnte.

*Pankration. Die Kämpfer sind auf der Hut vor einem Überraschungsangriff*



Dieses Allgemeintraining war besonders wichtig im Hinblick auf die oft gar nicht vorauszusehenden Angriffe des Gegners, die sogar völlig unbekannt sein konnten. So erwähnt Philostratos einen sonst unbekannten Pankratiasten, der mit einem Fußverdrehungstrick seine Gegner überrascht und besiegt habe.

Wenn wir aus allen diesen Erwägungen heraus auch annehmen müssen, daß die Pankratiasten in ihrem äußeren Erscheinungsbild mehr zu den Fünfkampfringern als zu den schwergewichtigen Spezialringern tendierten, so ist doch nicht zu übersehen, daß im Verlauf der olympischen Geschichte sieben sogenannte Paradoxoniken (hervorragende Sieger) gezählt wurden, die im Spezialringkampf und im Pankration gesiegt haben. Die geringe Zahl solcher Doppelsieger zeigt aber auch, wie selten derartige Kombinationen gewesen sein mögen.

Im ganzen gesehen stellt sich uns das Pankration als ein durchaus selbständiger schwerathletischer Sportzweig dar, in dem nicht »unvollkommener Faustkampf und unvollkommener Ringkampf« zusammengeworfen wurden, sondern der nach seinen Voraussetzungen und Bedingungen seinen eigenen Stil fand.

Bei der Beschreibung der olympischen Kampfsportarten ist noch auf folgendes hinzuweisen: In vielen modernen Darstellungen des antiken Sports ist zu lesen, die Ringer hätten sich vor dem Kampf eingeölt und dann mit Sand beworfen, um beim Zugreifen nicht auszugleiten. Dazu ist zu sagen: Die Anwendung des Öls beschränkte sich nicht auf die Ringer; auch Faustkämpfer, Pankratiasten und Leichtathleten verwendeten reichlich Öl vor dem Wettkampf. Ebenso ist unbestreitbar, daß die Athleten (auch die Läufer) nach dem Kampf mit einem eigens zu diesem Zweck aus Metall oder Knochen hergestellten Schaber eine Öl-Staub-Schicht von der Haut abkratzten. Eine eigentliche Bestäubung wird zwar nicht ausdrücklich erwähnt, läßt sich aber aus den literarischen Quellen erschließen; ferner ist zu vermuten, daß sich Staub beim Fallen in den Sand des Ringplatzes oder als aufgewirbelter Staub bei den Läufern auf dem Körper ansammelte, für die Schönheit der Haut und deren Gesundheit wahrscheinlich sehr nützlich.

---

# Zum Schluß

---

Seit das antike Stadion von Olympia ausgegraben ist, beginnen (erstmalig 1964) die modernen olympischen Spiele, wo auch immer auf unserer Erde sie veranstaltet werden, auf dieser Laufbahn. In der Altis wird mit Hilfe der Sonnenstrahlen das olympische Feuer entzündet. Die brennende Fackel wird dann über die Laufbahn des Stadions bis zu jenem oft weit entfernten Ziel befördert, wo die Flamme dann etwa zwei Wochen lang als Wahrzeichen leuchten und alle, Aktive und Besucher, mahnen soll, sich im olympischen Geist versammelt zu sehen. Ebenso erinnern die als erste einmarschierende griechische Mannschaft und bei den Abschlußfeierlichkeiten die griechische Flagge an jene längst vergangenen Festtage im alten Olympia.

Uns, die wir mindestens in jedem vierten Jahr das olympische Geschehen mehr oder weniger deutlich miterleben und die wir soeben einen Blick in die Vergangenheit geworfen und eine kleine Vorstellung von dem bekommen haben, was einst alle vier Jahre in Olympia geschah, drängt sich die Frage auf: Was haben die modernen Olympischen Spiele mit den antiken gemeinsam?

Da sind einmal die Periodizität, die feierlichen Formen, das Zeremoniell, der festliche Einmarsch der beteiligten Wettkämpfer, die – wie einst die Menschen des antiken Griechenlands – heute die Menschen in aller Welt in ihren Bann ziehen. Auch heute verpflichtet ein feierlicher Eid alle Wettkämpfer zur Einhaltung der sportlichen Gesetze ebenso wie damals.

Schon in jenen längst vergangenen Tagen waren die Menschen der Heimatstaaten der olympischen Sieger

(Olympionike heißt olympischer Sieger, nicht Olympiateilnehmer) von Stolz und Freude über die Leistungen ihrer Söhne erfüllt, und der festliche Empfang, den die antiken Städte ihren heimkehrenden Olympiasiegern bereiteten, stand (innerhalb der gegebenen Möglichkeiten) den Feierlichkeiten in keiner Weise nach, die wir heute für unsere erfolgreichen Mitbürger bei ihrer Rückkehr vom olympischen Wettstreit zu begehen bereit sind.

Auch die Kosten, die die Staaten damals für das Fest, die Ausrüstung der Festgesandtschaften und für die Weihgaben aufbringen mußten, finden (in etwa) ihre Parallele in den Kosten, die jedes Staatswesen heute für die Ausbildung, die Ausrüstung und die Olympiareise ihrer Mannschaft aufbringen muß.

Auch zu der heute notwendigen Qualifizierung der Athleten und den unmittelbar den Entscheidungen vorausgehenden Qualifikationskämpfen gab es deutliche Ähnlichkeiten mit dem letzten einmonatigen Vorbereitungstraining unter Aufsicht der Hellanodiken und dem dabei getroffenen Entscheid über Zulassung oder Abweisung der Bewerber.

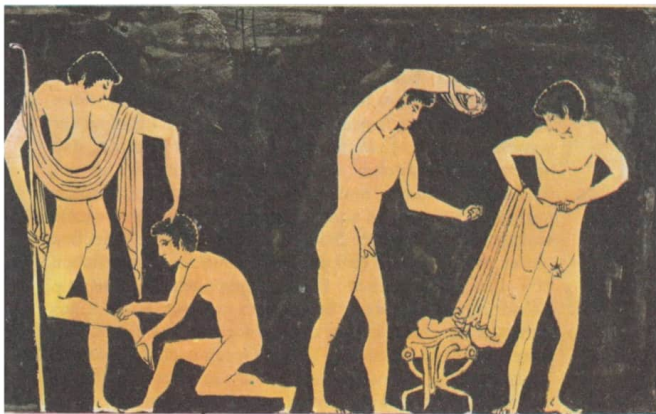
Demgegenüber gibt es jedoch auch beträchtliche Unterschiede. Jedem Leser muß die gegenüber unseren olympischen Programmen außerordentlich geringe Anzahl antiker olympischer Disziplinen auffallen, vor allem die Tatsache, daß der Wassersport im antiken Olympia gar keinen Platz hatte, obwohl doch die Griechen gute Schwimmer waren und auf einen völlig ungebildeten Menschen die Redensart verwendeten: »Er kann weder schreiben noch schwimmen«. Es ist auch bekannt, daß viele antike Athleten das Schwimmen als Mittel des Konditionstrainings benutzten. Man hat lange darüber gestritten, warum das so war, und unter anderem die ganz einleuchtend klingende Erklärung gefunden, die Griechen hätten soviel Freude und solchen Genuß am Körperlichen und den körperlichen Bewegungen gehabt, daß sie Schwimmwettkämpfen, bei denen nur der Kopf eines Athleten oder nicht einmal der (die Griechen waren Kraulschwimmer) zu sehen war, keinen Geschmack abgewinnen konnten. Es ist allerdings auch möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der Alpheios im Hochsommer zur Zeit

der Spiele nicht genügend Wasser führte und daß deshalb Schwimmwettkämpfe gar nicht durchführbar waren.

Ferner hatten die Griechen offenbar keinen Sinn dafür, die Erinnerung an sportliche Leistungen durch regelmäßige Aufzeichnungen von Rekorden festzuhalten. Unsere heutigen Olympiakämpfer laufen, springen, werfen oder sammeln Punkte nicht nur gegen ihre augenblicklichen Konkurrenten, sondern zugleich auch gegen die Leistungen anderer Athleten aus vergangenen Jahren, Monaten oder Tagen. So brachte mancher olympische Erfolg zugleich einen neuen Rekord. Den Griechen dagegen genügte es offenbar, festzustellen, wer in einer Olympiade in einer Disziplin der Beste war. Was andere früher geleistet hatten, war ihnen ebenso wenig wichtig wie die Erwähnung der Nächstplazierten. Nur selten erfahren wir etwas von den Gegnern der Sieger.

Ein wesentlicher Unterschied besteht ferner darin, daß sich heute alle Städte, die bestimmte Voraussetzungen erfüllen, um die Ausrichtung der Spiele bewerben können.

*Vorbereitungen zum Wettkampf, Seite 126, und Ausklang (Hautreinigung). Seite 128*





Damit sind seit 1896 überall in der Welt »Olympia«-Stadien, verschiedenartige Sportanlagen und andere Einrichtungen entstanden, und von Olympiade zu Olympiade werden – meist mit immer größerem Aufwand – neue errichtet. Viele dieser Anlagen werden nach Beendigung der Spiele nur noch ungenügend genutzt. Sie sind somit in vielen Fällen Investitionen mit ungenügender Rentabilität. Im Altertum fanden die Spiele fast 1200 Jahre lang immer wieder an derselben Stelle statt, und die dort investierten Mittel konnten unvergleichlich besser genutzt werden als in vielen Fällen in der Gegenwart.

Zum Schluß wollen wir noch einmal daran denken, daß in der Antike der olympische Gedanke und der olympische Frieden stark genug waren, bei kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Stadtstaaten wenigstens für die Dauer der Spiele die Waffen ruhen zu lassen. Selbst für die Zeit des fast dreißigjährigen Peloponnesischen Krieges zwischen den beiden mächtigsten Staaten Athen und Sparta, in den fast ganz Griechenland verwickelt war, finden wir in den Siegerverzeichnissen Sieger aus beiden feindlichen Lagern; sie müssen also in Olympia zu sportlichem Wettstreit zusammengetroffen sein.

Deshalb sollten die hervorragenden Leistungen der Griechen auf dem Gebiet des Kulturphänomens Sport uns nicht nur Bewunderung und Dankbarkeit abringen, sondern zugleich Verpflichtung sein. Die olympische Bewegung sollte stets ein Beitrag im Kampf um die Herstellung und Wahrung des Friedens sein.



*1976 erscheint:*

**Dr. HEINZ SCHÖBEL**  
**Olympia und seine Spiele**

*Etwa 160 Seiten, 122 SW- und Farbfotos.*

*Format 16,7 × 24 cm, Leinen 16,80 M.*

Die große internationale Resonanz dieses Buches, das in fünf Fremdsprachen übersetzt wurde und drei deutschsprachige Auflagen erlebte, beweist, daß es längst zu einem Standardwerk der olympischen Bewegung geworden ist. Die Neuauflage, die vom Autor gründlich überarbeitet, aktualisiert und um neueste Erkenntnisse bereichert wurde, wird zweifellos mit ihrem handlichen Format und ihrem um neue Motive ergänzten, in den Text eingegliederten Bildteil einen noch breiteren Leserkreis als bisher ansprechen und der im besten Sinne populärwissenschaftlichen Darstellung Olympias und seiner Spiele viele neue Freunde gewinnen.

»akzent« – die neue Taschenbuchreihe  
mit vielseitiger Thematik:  
Mensch und Gesellschaft,  
Leben und Umwelt, Naturwissenschaft  
und Technik. – Lebendiges Wissen  
für jedermann, anregend und aktuell,  
konkret und bildhaft.

---

**Weitere Bände:**

Sind wir allein im Weltall?  
Leben wir unter kosmischen Einflüssen?  
Tiere am Fließband  
Wieviel Menschen trägt die Erde?  
Schneller – aber wie?  
Der Sternhimmel  
Mathe mit Pfiff  
Kraftquell Kernenergie